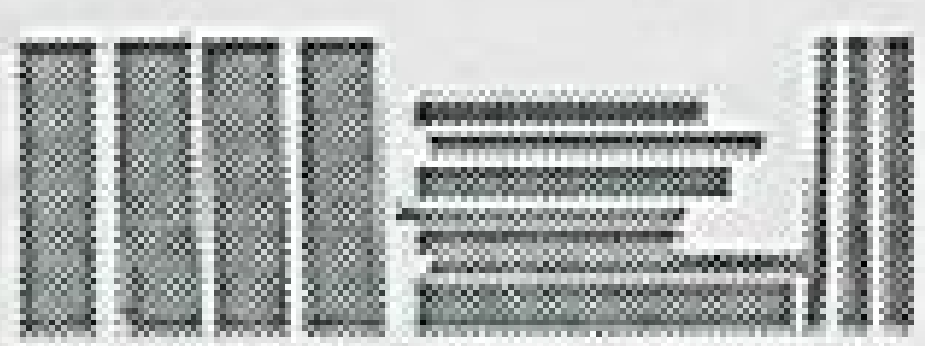


Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Elena

Thüminger, Rosmarie

Wien, 1997

ulb. 

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol *

Hauptbibliothek



631418



Rosmarie
Thümingner

emo

WIE

Die Stille
vor dem
Sommer

DachsVerlag

Dachskonkret



ISBN 3-85191-112-1

© 1997 Dachs-Verlag GmbH

A-1220 Wien, Biberhaufenweg 100/38

Alle Rechte vorbehalten

Druck und Bindung: Theiss Druck, Wolfsberg

1. Auflage

97 07 22 / 30 / 1

Rosmarie Thümingen

Elena

Die Stille
vor dem
Sommer



DachsVerlag

Elena hatte den schmalen Tisch zum Fenster gerückt, sodass sie beim Schreiben der Hausaufgaben immer ein Stück Himmel sehen konnte. Im oberen Teil den Himmel, im unteren ein paar Gipfel und Hänge der Bergkette dieses auf der ganzen Welt bekannten Tales. So hatte sie es zumindest im jüngsten Prospekt des hiesigen Fremdenverkehrsvereins gelesen, den sie im Auftrag der Mutter an die Stammgäste verschicken musste. Sie hatte sich gewundert. *Auf der ganzen Welt bekanntes Tal?* Aber die Mutter war zufrieden gewesen: Es ist unabdingbar, sich in Erinnerung zu rufen, denn die Konkurrenz in Übersee und sonst wo schläft nicht, die Fotos sind ansprechend, Hochglanz, selbstverständlich bunter Hochglanz, und Übertreibungen gehören zum Geschäft.

Die Sonne schien so verführerisch, dass Elena die Fensterflügel öffnete, um die Strahlen ungehindert einfallen zu lassen. Sie überfluteten die Seiten des Mathebuches mit strahlender Helle und wärmten ihre Hände. Der Winkler war wieder einmal unmäßig in seinen Anforderungen gewesen. Zusammen mit den geometrischen Übungen würde sie für die Lösung der Aufgaben mindestens eineinhalb Stunden benötigen, und sie war keine langsame Schülerin. Außerdem gehörte sie zu den wenigen Leuten in der Klasse, denen Mathe Spaß machte. Hier herrschen Zahlen, klare Werte und Formeln, es gibt nichts Unvorhergesehenes, alles ist logisch und eindeutig. Vorausgesetzt, man hat die Strukturen begriffen.

Ein Geräusch ließ sie auffahren. Als sie sich umdrehte, sah sie Franz in der Tür stehen.

„Kannst du nicht anklopfen, bevor du ein Zimmer betrittst?“, fuhr sie ihn an. Erst seit zwei Monaten besaß sie dieses Zimmer, ein eigenes Zimmer zum Schlafen und Arbeiten, zum Lesen oder Träumen. Es hatte sehr großer Überredungskunst und vieler Bitten bedurft, bis es so weit gewesen war, und nun war sie so glücklich über dieses Privileg, dass jeder, absolut jeder, ihren Privatraum zu respektieren hatte.

Seine Augen unter dem dunklen Haarschopf lächelten. Er hatte ein sonnengebräuntes Gesicht, breite Schultern und eine kräftige, sportliche Figur. „Ich habe geklopft, aber du hast nichts gehört. Kein Wunder, bei diesem Lärm.“

Mit betonter Lässigkeit kam er näher und warf einen Blick auf die Hefte.

„Wie kannst du nur einen klaren Gedanken fassen mit solcher Musik im Ohr!“

„Wie du siehst, kann ich das!“, sagte Elena. „Der Sound ist gut, Mathe ist gut, beides zusammen ist super.“

„Weiß schon, mein Schwesterlein hat so seine Vorlieben! Aber die Gäste? Hat sich noch keiner aufgeregt? Ich bin überzeugt, der Sound ist vom Dachboden bis ins Parterre hinunter zu hören!“

Elena schüttelte den Kopf. „Es sind alle ausgeflogen. Nur die zwei Buben der dänischen Familie verträdeln ihre Zeit im Haus. Aber die stört das bisschen Musik bestimmt nicht.“

Franz schob das Mathebuch zur Seite und schwang sich auf das Fensterbrett. Dort machte er sich's bequem, zog die Beine an, stützte die Füße auf und schlang die Arme um die Knie. Er war groß für seine neunzehn Jahre, überragte den Vater bereits um beinahe zwanzig Zentimeter. Seine Schultern hielten die Sonne ab. Im Zimmer wurde es eine Spur dunkler.

„Du nimmst die Schule zu ernst, Schwesterchen! Ich wette, deine Freundinnen treiben sich bei diesem herrlichen Wetter auf den Pisten herum und schreiben die Matheaufgabe schnell, schnell vor dem Unterricht von dir ab.“

Sie stellte den Kassettenrecorder ab. Selbstverständlich schrieben die Freundinnen von ihr ab. Die Leute sind eben verschieden. Skifahren und in hübschen Klamotten herumflanieren ist vergnüglich. Auch Elena tut das gerne. Aber Mathe ist spannender. Franz müsste das wissen, er mit seinem Spleen für Physik. Laut sagte sie: „Franz, red endlich! Was willst du? Und dann verschwinde! Du siehst, ich habe zu tun!“

Er nahm öfters ihre Hilfe in Anspruch. Er war zwar imstande, seine schmutzigen Sachen in die Waschmaschine zu werfen und das entsprechende Programm einzustellen, aber seit er einmal beim Bügeln ein wertvolles Stück verdorben hatte, scheute er sich, mit Bügeleisen und Dampftüchern umzugehen. Die Mutter zu bitten, seine exklusiven Seidenhemden zu stärken oder die extrem empfindlichen Pullis aus feiner Angorawolle, die er sich zu Weihnachten oder zum Geburtstag immer wünschte, von Hand zu waschen, wagte er nicht. Sie hatte von vornherein klargestellt, dass sie ihre Zeit nicht an sinnlose Arbeiten verschwendete, und verlangte, er solle bügelfreie Baumwollpullis tragen oder pflegeleichte Flanellhemden. Elena war nicht nur stark in

Mathe, sie verfügte auch über geschickte und flinke Hände. Ihr Taschengeld reichte praktisch nie, und so war sie gegen eine angemessene Entschädigung gerne bereit, diverse Dienste für ihren Bruder zu leisten.

Er neigte den Kopf zur Seite und blinzelte ihr zu. „Das errätst du nie!“

„Red endlich oder lass mich in Frieden!“

„Also gut! Ich werde es dir sagen, und du wirst dich wundern. Es ist eine großartige Überraschung.“ Er hielt inne, schaute sie prüfend an und fuhr dann mit erhobener Stimme fort: „Liebe Elena, hiermit spreche ich eine Einladung aus. Hättest du Lust, mit mir für zwei, drei Tage nach Amsterdam zu fahren? Die Fahrkarte wird bezahlt, übernachten könnten wir bei Freunden, und fürs Essen komme ich auf.“

„Nach Amsterdam?“ Elena riss die Augen auf. „Nach Amsterdam fahren? Wie kommst du darauf?“

„In Wirklichkeit ist das eine ganz einfache Geschichte“, sagte Franz. Er löste die Hände und breitete theatralisch die Arme aus. „Susette und ich haben kürzlich von dir gesprochen.“

„Hm!“ machte Elena. Sie mochte Susette nicht besonders. Bei den Leuten galt sie als überspannt. Ihr Vater zählte zu den reichsten Männern im Dorf. Nicht nur, dass er eines der beiden Nobelhotels des Ortes besaß, er war auch Miteigentümer der Liftgesellschaft und Betreiber eines Souvenirladens. Im Gegensatz zu seiner Tochter war er sehr beliebt, denn wo immer es ihm möglich war, zeigte er sich umgänglich und liebenswürdig. Regelmäßig bedachte er den Skiverband, die Blasmusikkapelle, die Pfarrbücherei und andere nützliche Institutionen mit großzügigen Spenden. In Elenas Familie wurde oft darüber gesprochen. Missbilligend. Niemand wunderte sich, dass er seit Jahren im Gemeinderat saß und sein Wort in den Ausschüssen Gewicht hatte. Susette aber, so die Meinung der dörflichen Öffentlichkeit, schlug ihrer Mutter nach.

„Susette hat gemeint, dass du dir wirklich einmal eine ordentliche Belohnung verdienst, weil du mir in vielen Dingen behilflich bist“, sagte Franz.

„Hm!“ machte Elena noch einmal. Ihr kam das Ganze sonderbar vor. Sie hatte niemals den Eindruck gehabt, dass es Susettes Gewohnheit wäre, sich um andere Leute zu kümmern, schon gar nicht um die jüngere Schwester ihres Freundes. Die hat mich bis jetzt noch nicht einmal wahrgenommen,

schoß es ihr durch den Kopf. Allerdings, ihre Wege kreuzten sich selten. Sie wohnten im selben Dorf, und das Dorf war nicht groß. Vom Zimmer des Bruders aus konnte man beinahe in die Fenster des Hotels sehen. Trotzdem lebten sie wie in verschiedenen Welten.

„Und im Dezember hast du mir dieses endlose Referat in den Computer getippt. Ohne deine Hilfe könnte ich dieses Semester nicht positiv abschließen. Ich war ja derart unter Zeitdruck. Und Susette ist sich klar darüber, dass sie, zumindest zum Teil, schuld daran ist. Sie hat mir gestanden, dass ab und zu ihr schlechtes Gewissen sie plagt. Deshalb also diese Überlegungen: Elena ist lieb, Elena hilft dem großen Bruder, Elena gebührt ein Geschenk. Und so sind wir eben zu dieser Überraschung gekommen. Wir dachten, eine Reise nach Amsterdam würde dir Spaß machen.“

Oh ja, eine Reise würde mir Spaß machen, dachte Elena. Sie wusste, dass Susette öfters nach Amsterdam fuhr. Franz war einige Male mitgekommen. Die Eltern allerdings hatten jede einzelne dieser Reisen mit Misstrauen beobachtet, und Mutters Aufatmen, wenn ihr Sohn wieder heil und unversehrt die häusliche Schwelle überschritt, war unüberhörbar. Er hatte Ansichtskarten nach Hause geschickt, die schmale, hohe Häuser mit hübschen Giebeln zeigten, baumbestandene Kanäle, deren grüne Wasser von geschwungenen Brücken überspannt waren, unter welchen Boote durchfuhren. Es musste schön sein, über diese Brücken zu spazieren, eines dieser weißen Schiffe zu betreten und zwischen den bunten Häuserzeilen dahinzugleiten. Und am Abend, die Lichter! Und überhaupt – eine Großstadt! Sie hatte noch nie in einer Stadt übernachtet. Letztes Jahr, zum Schulschluss, hatten sie mit der Klasse einen mehrtägigen Ausflug nach Wien unternommen, aber da hatten sie außerhalb der Stadt Quartier bezogen und waren nur untermits mit dem Bus ins Zentrum gefahren, um die Sehenswürdigkeiten zu besichtigen.

Eine große, dicke Stallfliege, wohl von der milden Jännersonne vorzeitig aufgeweckt, war unversehens aus ihrem Versteck gekrochen und flog nun, laut brummend und summend, ihre Runden. Elena stand auf und holte die Klappe vom Schrank herunter. Seit die Eltern den Betrieb auf bio umgestellt hatten, begann das Ungeziefer im Haus überhand zu nehmen. Zumindest Elena schien es so. Die Mutter bestritt das energisch. Außerdem war diese Diskussion schon lange abgeschlossen und die Sache entschieden. Die Mutter

behauptete, es gäbe nur zwei Möglichkeiten, in der Hotellerie zu überleben: Entweder betreibt man ein wahrhaftiges Luxushotel mit mindestens vier Sternen oder, wenn das Kapital dazu nicht reicht, man spezialisiert sich. Die Eltern hatten sich entschlossen, die Biowelle zu nutzen. Nun war das Haus ein kleiner, aber feiner Biobetrieb, echt, unverfälscht, umweltfreundlich, naturhaft, mit der besonderen biologischen Note. Dazu gehörten nicht nur selbst eingekochte Marmeladen, Schinkenspeck, Eier und Milch vom Bauernhof nebenan, sondern eben auch die Ächtung jedes chemisch hergestellten Insektenvertilgungsmittels. Als Mottenschutz dienten die Blätter der Rosskastanien. so weit – so gut. Das Problem waren die Fliegen. Sie hatten mit der Klappe oder mit einem klebrigen Fliegenfänger zur Strecke gebracht zu werden. Elena grauste sich vor beidem.

Franz wurde die wild fuchtelnde Fliegenklatsche in der Nähe seines Gesichts zu gefährlich. Er sprang vom Fensterbrett, und die Fliege schwirrte den trügerisch warmen Sonnenstrahlen entgegen und entwischte ins Freie.

„Amsterdam! Schön wäre es schon! Aber wenn wir auch bei deinen Freunden wohnen, allein die Bahnfahrt kostet mindestens einen Blauen für jeden. Wo nimmst du denn das Geld her?“

„Wir fahren recht günstig. Ich habe einen Studentenausweis, und du kannst die Schülerermäßigung in Anspruch nehmen. Außerdem gibt's zu bestimmten Zeiten günstige Sondertarife bei der Bahn.“

„Und du hast das Geld bereits gespart? Ich selbst habe nämlich keinen Groschen übrig.“

Franz umfasste ihre Schultern. „Dich kostet die Reise absolut nichts. Die Sache ist nämlich die: Susette hat von ihrem Vater einen Scheck bekommen. Zur völlig freien Verfügung. Sie kann mit dem Geld machen, was sie will. Und sie will, dass wir uns ein paar schöne Tage machen in Amsterdam. Verstehst du? Wir fahren so zu sagen auf ihre Kosten.“

„Nun versteh ich überhaupt nichts mehr!“, rief Elena. „Wie kommt denn Susette dazu, mir eine Reise zu schenken?“

„Gott, manchmal bist du schon sehr begriffsstutzig! Das habe ich dir doch eben erklärt. Sie will dir eine Freude machen, weil du mir immer wieder hilfst. Und dann – sie selbst kann nicht mitfahren. Es ist ihr etwas dazwischengekommen. Ursprünglich, das sage ich dir ganz ehrlich, wollten sie und ich

zusammen fahren. Aber nun geht das eben nicht. Sie meint, wenn du ihre Stelle einnimmst, ist uns allen dreien geholfen. Ich habe eine Begleitung, du erlebst was Tolles, und sie ist beruhigt und braucht kein schlechtes Gewissen mir gegenüber zu haben, weil sie mich hat sitzen lassen.“

Elena schüttelte den Kopf. Susette wurde anscheinend permanent geplagt von ihrem schlechten Gewissen, einmal Elenas, einmal des Freundes wegen. Das hätte sie dieser selbstsicheren, eleganten Person nicht zugetraut. Im Grunde allerdings waren diese Überlegungen belanglos. Nun, wo sie schon angefangen hatte, sich auf die Reise zu freuen, rückte Amsterdam wieder in weite, unerreichbare Ferne. Zu Franz gewandt sagte sie nur: „Die Eltern werden mir niemals erlauben, Geld von Susette anzunehmen. Und dir auch nicht.“

„Sei kein Frosch, Elena. Den Eltern sagen wir natürlich nicht, woher wir das Geld haben. Ist doch klar! Die Eltern können nichts dafür, sie sind eben so kleinkariert erzogen worden. Sie nehmen Geld ungeheuer wichtig. Aber in Wirklichkeit ist gar nichts dabei, wenn Susette uns ihren Scheck zur Verfügung stellt.“

„Die Mutti wird mich bestimmt fragen, wie ich zu der Fahrkarte komme.“

„Das wird sie nicht, denn ich übernehme das alles. Ich werde mit ihr und Papa reden. Ich werde ihnen erklären, dass ich das Geld verdient habe, ich gebe ja tatsächlich Nachhilfestunden, massenweise, das wissen sie. Sie werden keine weiteren Fragen stellen und dir diese Freude gerne gönnen. Also, bist du einverstanden?“

Die Sonne war weitergewandert, es wurde kühl. Auf der Dorfstraße wechselte ein schwerer Lastwagen mit wütendem Fauchen von einem Gang in den anderen. Elena stieg auf den Sessel vor dem Schreibtisch, schloss die Fensterflügel und sperrte so Kälte und Lärm aus.

Amsterdam. Wie schön das Wort klang. Wasser und Licht, Meer und Strand und Sehnsucht nach der Ferne schwangen in diesem Wort mit. Sie drehte sich um. Franz stand an den Türpfosten gelehnt und beobachtete sie schweigend. Er wartete auf ihre Antwort.

„Und wann soll's losgehen?“, fragte sie.

„Gleich zu Beginn der Semesterferien“, antwortete er so prompt, als ob er nie mit einer anderen Entscheidung gerechnet hätte.

Die Dorfstraße verlief in starkem Gefälle, und gerade an den steilsten Stellen war sie am eisigsten. Bereits vor einigen Jahren hatte der Gemeinderat beschlossen, die Salzstreuung einzustellen und lieber nur mehr Sand zu benützen. Die Gäste wollten den Schnee nicht nur auf den Pisten erleben, auch das Dorf selbst mit seinen Straßen und Gassen sollte ein winterliches Bild vermitteln. Und schmutzig brauner Matsch aus versalztem Schnee auf den schönen Teppichen diverser Foyers in Banken, Hotels, Souvenir- oder Schmuckgeschäften bildete auch nicht gerade einen erhebenden Anblick. Dafür blieben nun, besonders an schattigen Stellen, Schnee und Eis über lange Monate erhalten, zerrten an den Nerven der Autofahrer und zwangen nicht motorisierte Verkehrsteilnehmer zu waghalsigen Hüpfen und Sprüngen.

Elena hatte auf dem Beifahrersitz Platz genommen, während die Mutter den schweren Wagen behutsam zu dirigieren versuchte. Sie war klein, Elena hatte sie bereits im Alter von zwölf Jahren der Größe nach eingeholt. Um einen besseren Überblick zu haben, packte Mutter immer ein dickes Kissen auf ihren Sitz. Wie gewöhnlich war die Fahrbahn durch falsch parkende Autos derart verengt, dass die Lastwagen nicht durchkamen und nur mit Hilfe mühseliger Manöver passieren konnten.

„Mit einem kleineren Auto tätest du dich leichter“, sagte Elena nicht zum ersten Mal zu ihrer Mutter. „Und was wir einzukaufen und zu transportieren haben, schafften wir trotzdem heran.“

Die Antwort war, wie immer, dieselbe. „Du weißt ganz genau, dass wir es uns nicht leisten können, mit irgendeinem Miniwagen durchs Dorf zu kutschieren. Die glauben sowieso, dass wir es nicht mehr lange machen und warten nur darauf, dass wir zusperrten.“

„Darauf können sie lange warten!“, führte Elena den schon oft gehörten Ausspruch zu Ende.

„Vorgestern war der Herbert vom Pirchenkogel wieder beim Vater und hat gefragt, ob wir nicht verkaufen möchten. Er würde sich für unser Haus interessieren.“

„Für das Haus wohl nicht, nur für den Grund, weil der direkt an seine Wirtschaft anschließt und er erweitern möchte. Das Haus tät er sofort abreißen, da bin ich ganz sicher“, sagte Elena.

„Wenn ich erst wieder richtig gesund bin, dann wird alles leichter. Und wenn der Franz mit seinem Studium fertig ist, und du nach der Polytechnischen Schule zu Hause bleibst, und später geht der Papa dann in Pension – oh Gott, sieh dir das an. Der mit seinem großen Peugeot, der fährt ja wie verrückt. Gerade, dass ich noch ausweichen konnte!“

Elena sagte nichts mehr. Sie war froh, als sie in den Parkplatz vor dem Supermarkt einbogen. Mutters Hoffnungen reichten in weite Ferne. Franz beendete gerade sein erstes Semester, und bis Papa in Pension gehen konnte, würden noch Jahre vergehen. Allein auf sie, Elena, konnte die Mutter in näherer Zukunft zählen. Schon als sie von der Volksschule in die Hauptschule wechselte, wurde nach einigen gemeinsamen Überlegungen festgelegt, dass sie gleich nach Abschluss der Pflichtschule voll in die Familienpension einsteigen würde. Außerdem rechneten die Eltern damit, dass sie während der kommenden Ferien nach Kräften zu Hause mithalf, um dadurch die Mutter zu entlasten. Daran hatte sie nicht gedacht, als sie mit Franz über die Reise nach Amsterdam gesprochen hatte. Freilich arbeitete sie auch während des Schuljahres im Betrieb mit. Bevor sie morgens zur Schule ging, holte sie sowohl die Frühstücks-Biomilch vom Bauern als auch die frischen Semmeln vom Bäcker. Ebenfalls Bio, Biosemeln vom Biobäcker, wie es sich für ihre spezifische Pension gehört. In den wenigen Wochen der Hochsaison wurde ihnen das Brot geliefert, aber ab der zweiten Jännerwoche zahlte sich dieser Service für den Bäcker nicht mehr aus. Erst später, im Februar und über die Osterfeiertage, falls dann die Pisten noch halbwegs in Ordnung waren, konnte man wieder mit der Anlieferung rechnen. Nachmittags begleitete sie die Mutter beim Einkaufen und nahm ihr fallweise einen Gang zur Bank oder zur Post ab. Das waren Hilfsdienste, kleine Erleichterungen. In den Ferien aber machte sie viel mehr, da übernahm sie einen Teil der Zimmer, überzog die Betten, scheuerte die Toiletten, saugte die Teppichböden und staubte die Möbel ab. So brauchte Mutter in dieser Zeit gut ein Drittel weniger zu arbeiten als in den Schulzeiten. Was würde sie dazu sagen, dass sie drei – sie hoffte stark mit mindestens drei Tagen, allein die Fahrt nach Amsterdam dauerte eine Nacht – dass sie drei Tage auf ihre Mithilfe ganz verzichten musste?

Die Mutter kletterte aus dem Auto und verriegelte die Tür. Ihr schmales

olivfarbenes Gesicht schwebte einen Augenblick über dem glänzenden metallisierfarbenen Dach des Autos, hilflos und zart, und Elena wurde von einer Welle des Mitleids erfasst. Früher hatte die Mutter oft gelacht, wegen Kleinigkeiten, hatte gescherzt und ihr schwarzes Haar, das sie damals fast bis zu den Schultern fallend getragen hatte, geschüttelt. Seit einigen Jahren ließ sie es kurz schneiden und alle drei Monate mit einer Dauerwelle versehen. Eine gepflegte und dezente Frisur gehörte ebenso zum Betrieb, wie das teure Gefährt oder die strahlend weißen Tischtücher samt den Biolebensmitteln für das Gästefrühstück.

Weder innen noch außen unterschied sich der Supermarkt in der Vielfalt seines Angebots und der Pracht seiner Ausstattung von einem Supermarkt in der Stadt. Auf der Grundfläche, wo noch vor dreieinhalb Jahren zwei Bauernhäuser mit Stall und Stadeln gestanden waren, erstreckte sich nun der geräumige Supermarkt mit einer Fülle von Waren aus aller Herren Länder. Äpfel aus Sizilien, Rindersteaks aus den USA, Erdäpfel aus Spanien, Paradieser aus Holland, Schaffleisch aus Neuseeland, Milch aus Oberösterreich, Käse aus Italien, Schnaps aus England, Brot aus Bayern, Butter, deren Grundstoff zwar aus Tirol stammte, die jedoch zweimal über die Grenze gefahren worden war; ganz zu schweigen von den T-Shirts aus Indien, den illustrierten Zeitschriften aus Deutschland, den Bananen aus Nicaragua, dem Kaffee aus Brasilien, den Rosinen aus Griechenland und hunderten Sachen mehr.

Das Einkaufen war ein gut eingespieltes Ritual. Elena schob den Einkaufswagen durch die Gänge, die Mutter legte anhand der mitgebrachten Liste die Waren hinein, kontrollierte zum Schluss, ob auch nichts vergessen worden war und wechselte ein paar freundliche Worte mit der Kassierin. Sie stammte aus derselben Ortschaft weiter talaus gelegen, wie die Pächter des Geschäfts, das zu einer Supermarktkette gehörte. Sie waren anerkannt im Dorf, wo man froh war, besonders in Hochsaisonszeiten, ein zweites großes Geschäft zu haben; alle waren es zufrieden. Meist half eines der Lehrmädchen beim Einladen ins Auto, denn die Mineralwasserflaschen und die Bierkisten wogen schwer, Mutter aber sollte möglichst wenig heben.

Vorsichtig, wie sie ins Dorf hinuntergefahren war, kutschte die Mutter auch wieder nach Hause. Fast geräuschlos glitt der Wagen durch die Gassen, vorbei an den prächtigen Hausfassaden der Hotels mit den breiten Balkons

aus Holz, reich verziert mit Schnitzereien und versehen mit großen Trögen, die zur Zeit allerdings leer waren. Im Sommer blühten hier brennend rote Pelargonien und Hängnelken in einer derartigen Fülle, dass beinahe alles Holz überwuchert wurde. An diesem frühen Winterabend war naturgemäß keine einzige Blume zu sehen. Einige besonders eifrige Pensionshalterinnen allerdings hatten ihre Balkons mit Latschenzweigen und Tannenreisig dekoriert. In den getäfelten Hotelstuben brannten bereits die Lampen, doch viele Vorhänge waren noch nicht zugezogen, sodass man auch von außen die breiten Tische mit den schweren, gewebten Tischdecken, den behäbigen Kachelofen an der Wand, die reich bestückte Bar mit der hübschen jungen Serviererin, kurz, die gesamte behagliche Innenausstattung bewundern konnte. Die stinkenden Lastwagen waren verschwunden. Nun beherrschten die Gäste die abendlichen Gässchen. Die einen schleppten ihre Ski samt Stöcken nach Hause, die anderen waren bereits umgekleidet und befanden sich schon in der Après-Ski-Phase, flanierten in Pelzen und hochhackigen Stiefeletten an den erleuchteten Lokalen vorbei und suchten eine Stätte, wo sie den kostbaren Urlaubsabend möglichst angenehm verbringen konnten.

Die Mutter stieß einen kleinen Seufzer aus. „Das ist eben das Glück einer Privatpension, wie wir sie betreiben“, sagte sie, und in ihrer Stimme klang Befriedigung. „Unsere Gäste geben zwar nicht so viel Geld aus, wie die Gäste von den Nobelhotels, aber dafür bleiben sie in unserem Frühstücksraum und trinken dort ihr Bier und ihren Whisky. Bei uns ist es – obwohl bio – billiger, und schmecken tut’s gleich gut.“

„Der Nachteil ist, dass du nicht ins Bett kommst und am Tag dann immer so müde bist, Mutti. Dein Kopfweh, das hängt sicher auch damit zusammen.“

„Ja, das schon. Ich spür einfach, dass ich älter werde. Vor zehn Jahren, als wir angefangen haben, hat es mir noch überhaupt nichts ausgemacht, bis um drei oder vier in der Früh mit den Gästen zusammensitzten. Ich habe es gerne getan. Überhaupt, wenn es nette Gäste waren. Und die meisten unserer Gäste sind nett. Aber heute wird mir gleich alles zu viel.“

Als sie beim Nachbar vorbeifuhren, gab die Mutter stärker Gas, und die Hinterräder scherten auf dem losen Splitt ein wenig zur Seite. Sie ließ sich nicht beirren.

„Ich bin überzeugt, der weiß haargenau, dass wir im Herbst noch einmal einen Kredit haben aufnehmen müssen. Seine Schwester steckt dauernd mit der Fini vom Unterhauser zusammen. Die lässt sie glatt die Bankauszüge lesen. Da bin ich überzeugt. Sonst wäre er nicht so frech.“

Elena schwieg. Die Pension des Nachbarn war größer und prächtiger als das Haus der Eltern. Er besaß mindestens vierzehn Gästezimmer und jedes einzelne war mit Dusche und Toilette ausgestattet. Ihr Haus aber hatte nicht mehr als sieben Zimmer, und zwei davon konnten nur mit Fließwasser und Waschbecken aufwarten. Die Mieter dieser Zimmer mussten die Toilette und das Bad der Familie benutzen. Die meisten ihrer Gäste waren Stammgäste. Wenn sie Urlaub in Tirol machten, kamen sie immer zu ihnen. Etwas anderes wäre für sie unvorstellbar, so beteuerten sie jedes Mal beim Abschiednehmen. Sie liebten ihr kleines Feriendomizil, seit es exklusiv auf bio umgestellt hatte, noch mehr. In ihren Ansprüchen eher bescheiden, waren sie froh über die günstigen Preise, die liebevolle Betreuung durch die Familie, die gemütlichen Abende im Frühstücksraum, die langen Gespräche, das Kartenspiel mit dem Vater.

„Aber wenn ich der Fini das beweisen kann, dann zeig ich sie glatt an. Das ist nämlich strafbar. Das ist Verletzung des Bankgeheimnisses. Das darf die nicht tun, jemandem erzählen, wie viel Schulden einer bei ihrer Bank hat, oder die Bankauszüge herzeigen.“

„Ach Mutti, das kannst du ihr nie beweisen“, sagte Elena. „Und womöglich täuschst du dich auch. Und – Mutti, wenn wir wirklich einmal verkaufen müsste, vielleicht wäre das gar nicht so schlecht, das Haus dem Herbert zu überlassen, und wir kaufen uns von dem Geld dann irgendwo eine Wohnung.“

Manchmal träumte Elena davon, dass die Familie einfach irgendwo eine Wohnung hätte, und sie könnte in der Früh zur Schule gehen, ohne auch nur einen einzigen Gast zu sehen oder irgendeinen Dienst verrichten zu müssen. Dann wäre die Mutti nicht dauernd überanstrengt und müde, der Papa hätte nach der Arbeit seine Ruhe, und die Familie könnte sich einfach vor den Fernseher hocken und den ganzen langen Abend würde niemand nach einem Bier oder einer Runde Schnaps rufen.

„Ach Kind, du hast ja keine Ahnung!“ Die Mutter schrie beinahe vor

Empörung. „Wenn wir verkaufen müssen, dann bekommt das Geld für das Haus die Bank, aber nicht wir. Und wenn etwas übrig bliebe, glaubst du, dass wir davon noch eine große Wohnung kaufen könnten? Nie könnten wir das! Nie!“ Einen Augenblick schwieg sie, dann fuhr sie leiser fort. „Vielleicht, aber da hätten wir schon Glück, bekämen wir genug Geld heraus, um eine Drei-Zimmerwohnung mit achtzig Quadratmetern kaufen zu können. Da hätten wir großes Glück, das sag ich dir!“

„Und das Auto?“, fragte Elena.

„Da bräuchten wir dann keinen schönen Wagen mehr“, sagte die Mutter. „Aber es wäre ein Schlag für den Papa. Er hängt doch so an diesem Auto.“

„Also, mir wär das Auto kein Problem. Doch auf mein eigenes Zimmer wieder verzichten zu müssen –“ Elena verstummte. Vieles, fast alles konnte sie hergeben, die Ski und die Ausrüstung dazu, die hübschen Klamotten, die Mutter ihr in letzter Zeit kaufte und die regelmäßigen Besuche beim Friseur und das bessere Essen. Das Zimmer nicht. Das Zimmer wollte sie behalten. Unbedingt.

Die Mutter spannte ihre Gedanken weiter. „Dein Papa hat ja sonst nichts vom Leben. Entweder arbeitet er im Büro, oder daheim. Jahraus und jahrein nichts als Arbeit, Arbeit, Arbeit. Der Wagen ist eigentlich seine einzige Freude. Der Wagen und die Pension. Die freilich auch. Das Haus, wie es jetzt beisammen ist, so groß und schön hergerichtet und in fast alle Zimmer haben wir Duschen und Klosetts eingebaut. Und die Balkons haben wir verbreitert und neu gestrichen. Die Blumenkistchen mit den roten Pelargonien und den Nelkenstöcken, die mir die Tante Fini besorgt hat, können es ohne weiteres mit den Blumenkistchen vom teuersten Hotel unseres Tals aufnehmen. Aber die Pension macht halt auch viel Arbeit und bringt viele Sorgen. Der Wagen, der macht ihm nur Freude.“

Als die Mutter vor der Haustür hielt, kam Franz schon die Stufen der Treppe herunter.

„Lass nur, Mutti, lass nur!“, rief er, als die Mutter den Kofferraum öffnete. „Du sollst doch nicht so schwer heben! Das mach ich mit Elena allein.“

Er musste auf sie gewartet haben. Sonst war er eigentlich nicht so eifrig. Er wird also heute Abend noch mit den Eltern über unsere Reise nach Amsterdam reden, überlegte Elena. Deshalb wollte er sich lieb Kind machen

bei der Mutter. Und die war wirklich sehr gerührt über die Hilfsbereitschaft ihres Sohnes.

„Solange die Familie halbwegs zusammensteht, geht alles. Das ist nicht überall so. Bei uns schon noch, Gott sei Dank!“

Elena schämte sich ein bisschen, denn so schön, wie die Mutti sich das dachte, war es eigentlich auch bei ihnen nicht. Sie wollte nach Amsterdam fahren, obwohl beinahe Hauptsaison war und die Mutter sechs von den sieben Zimmern vermietet hatte. Und dann nahmen Franz und sie das Geld für die Fahrkarte von Susette. Bei diesen Gedanken spürte sie ihr Herz klopfen, und ihre Finger fühlten sich ganz kribbelig an. Hoffentlich erfuhr Mutter nie, was ihre Kinder da hinter ihrem Rücken ausgeheckt hatten.

Als Ausgleich für die Unzulänglichkeiten ihrer Kinder wollte Elena der Mutter bei der Zubereitung des Abendessens helfen. Es war Papas einzige warme Mahlzeit an Wochentagen, denn er arbeitete bei der Tiwag, dreißig Kilometer weit weg. Jeden Morgen, noch bevor Elena aufgestanden war, richtete die Mutter ihm belegte Brote und eine Thermosflasche mit heißem Tee. Er verstaute beides in seiner geräumigen Aktentasche, stieg ins Auto ein und fuhr davon. Falls er keine Überstunden machen musste, kam er gegen fünf Uhr wieder heim, dann nahm die Mutter den Wagen und fuhr einkaufen. Er hingegen wechselte rasch den Anzug, zog seine blaue Montur an und begann, im Haus herumzuwerken. Einmal war der Abfluss in einem Zimmer verstopft, ein Wasserhahn tropfte, ein Heizungsventil gehörte erneuert oder ein paar Dachziegel mussten ausgewechselt werden. Er konnte sogar die kaputte Waschmaschine in ihre Einzelteile zerlegen und dann wieder zusammenbauen, und das richtig. Auch das Schneeräumen im Winter besorgte der Vater. Im Sommer war der Garten zu bewässern, und die Blumen auf dem Balkon brauchten ihre Pflege. Der Vater malte die Zimmer selbst aus, strich Tür- und Fensterrahmen neu und hatte auch schon Teppichböden verlegt. Wenn ihn jemand fragte, wann er sich denn ausruhe, lachte er nur. „Das kommt noch. Wenn ich alt bin und die Kinder den Betrieb führen, dann habe ich Zeit genug zum Ausruhen.“

Das war der erklärte Wunsch und das Traumziel der Eltern. Sie wollten die Pension so in Schuss bringen, dass die Kinder ihn als gesunden, starken und Gewinn bringenden Betrieb übernehmen können. Franz allerdings hatte

schon abgewinkt. Er hatte im Herbst ein Physikstudium begonnen. Elenas Lieblingsfach seit der ersten Klasse Hauptschule war Mathematik; Franz hatte das Realgymnasium besucht und sofort erkannt, dass Physik ihn faszinierte. Sein Wunsch war, später als theoretischer Physiker zu arbeiten. Er wollte nichts zu tun haben mit Fremdenverkehr und Gastronomie und Hotellerie und allem, was damit zusammenhing. Er wollte ein Wissenschaftler werden. Der Vater hatte still und laut bedauert, dem Rat des Lehrers vertraut und ihn ins Gymnasium geschickt zu haben. Es war zu spät. Franz war nicht mehr von seinem Berufsziel abzubringen. Studium der Physik, und dann, wenn irgend möglich, eine Arbeit auf dem Gebiet der Forschung. Gottlob hatten die Eltern ihre Tochter Elena. Auf sie konzentrierten sich nun ihre Wünsche und Hoffnungen.

Wenn die Mutter vom Einkaufen heimkam, kochte sie das Abendessen für die ganze Familie und zwar so viel, dass noch ein Rest übrig blieb für das Mittagessen am nächsten Tag.

Elena deckte den Tisch, wie die Lehrerin es ihr im Unterrichtsfach „Werken“ beigebracht hatte. Fachgerecht. Auf Wunsch vieler Eltern und auch einiger Inhaber gastronomischer Betriebe versuchten die Lehrer der örtlichen Hauptschulen den Kindern möglichst viel praktisches Wissen zu vermitteln. Elena machte es Spaß, Besteck und Servietten, auch wenn es nur dünne Papierservietten waren, gefällig zu arrangieren, die Gläser an die richtige Stelle zu setzen und dem Tisch ein freundliches Aussehen zu geben.

Punkt halb acht kam der Vater in die Küche. Er hatte seine Arbeitshose bereits gegen eine alte, aber frisch gebügelte normale Hose getauscht und trug ein sauberes Hemd. Das Ehepaar Habermann und Herr Jochum hatten angekündigt, dass sie heute wieder mit Vater Karten spielen wollten. Er ging langsam und ein bisschen nach vorne geneigt, und Elena fand, dass er heute besonders müde aussah. Aber er lächelte, als er den perfekt gedeckten Tisch sah.

„Man sieht, Elena liegt das Wirtschaften im Blut. Das muss sie von meiner Großmutter haben.“

Franz, der eben hereinkam, zeigte ein halbherziges Lächeln. Elena ahnte, was er dachte. Papas Großmutter war die allseits bekannte Wirtin zur „Neuen Post“ gewesen, aber das Gasthaus war abgebrannt: Der Großvater hatte die

Versicherungspolice nicht bezahlt, und die Familie war vor dem Nichts gestanden. Die Großmutter hatte als Köchin zu fremden Leuten gehen müssen, und ihre Kochkunst hatte das fremde Gasthaus, das nicht ihres gewesen war, berühmt gemacht. Ihm konnte so ein Leben nicht imponieren. Vielleicht war er auch froh, dass Elena Talent zeigte, die Pläne der Eltern zu verwirklichen. Das machte es für ihn einfacher, eigene Wege zu gehen, ohne dass die Eltern ihm die finanzielle Unterstützung entzogen oder ihm allzu sehr grollten.

„Die Suppe steht auf dem Tisch“, sagte die Mutter und schöpfte aus.

„Ah, Luise, ich freue mich auf das Essen.“ Der Vater schnupperte nach dem warmen Dampf, der aus den Tellern stieg. Sie setzten sich an den Tisch. Die Mutter stellte den Topf auf den Herd zurück. „Es gibt Hühnersuppe mit Nudeln“, sagte sie, „und hinterher überbackene Spinatpalatschinken.“

Obwohl das Bewusstsein, dass Franz jeden Augenblick von der geplanten Reise erzählen konnte, an ihr zerrte, genoss Elena die ruhigen Minuten beim Abendessen. Alles in allem war es nur eine gute halbe Stunde, die sie zusammen verbringen konnten.

„Wenn es dir nicht allzu viel ausmacht, Paul, möchte ich dich heute so gegen zehn mit den Gästen allein lassen und schlafen gehen“, wandte sich die Mutter an den Vater. „Ich habe schon den ganzen Tag Kopfweh und fühl mich gar nicht gut.“

Der Vater schaute vom Teller auf. „Ist Bier genug da?“, fragte er.

„Ja, eine Kiste ist ganz voll, und in der anderen sind noch elf Flaschen. Selbst wenn sich die Holländer zu euch setzen, müsste das genügen.“

„Ja, das denk ich auch“, stimmte er zu und fuhr dann in den Überlegungen fort. „Whisky und Enzian haben wir noch genug im Kühlschrank. Aber wie schaut es mit dem Wechselgeld aus?“

„Alles vorbereitet“, beruhigte ihn die Mutter. „Und wenn es mir nach der heutigen Nacht wieder besser geht, bleibe ich morgen Abend bis zum Schluss. Kannst dich drauf verlassen.“

„Ihr solltet das langsam abstellen, dieses Aufbleiben mit den Gästen und das Kartenspielen und die Unterhaltung. Das ist ja ein Wahnsinn. Ihr macht euch fertig damit“, meinte Franz.

Oh je, dachte Elena, wenn er so anfängt, dann ist es aus. Dann haben wir

keine Chance. Dann kann er es gleich bleiben lassen, die Eltern zu fragen, ob sie mir erlauben, mit ihm nach Amsterdam zu fahren. Papa wird gleich wütend werden, und das wiederum macht die Mutti nervös, und sie kriegt noch stärkere Kopfschmerzen, und somit ist alles verpatzt. Tatsächlich hatte Vaters Stimme einen scharfen Klang, als er sagte: „Du, Franz, du musst ja wissen, wie man eine Pension wie unsere führt. Das studiert man wahrscheinlich auf der Uni, wenn man Physiker werden will, nicht wahr? Und da bekommt man auch so viel Geld, dass man –“

„Paul, Paul, bitte, er meint es ja nur gut!“, rief die Mutter.

Franz biss sich auf die Lippen, aber er gab keine Antwort. Elena versuchte, ihm einen schwesterlichen Blick zuzuwerfen. Der Papa war ungerecht. Sicher, Franz lebte zu Hause, er lebte noch, wie sie, vom Geld der Eltern. Aber er half auch im Betrieb mit, gab Nachhilfestunden, damit er sich seine Kleidung selbst kaufen konnte und war, soweit sie sehen konnte, ansonsten recht sparsam. Und wenn er eine Reise unternahm, wie diese nach Amsterdam, dann – aber gerade das durften die Eltern auf keinen Fall erfahren.

Die Mutter schaute Franz an. „Wir haben doch schon oft darüber gesprochen, Franz. Warum kommst du immer wieder mit diesen Einwänden? Das gehört einfach dazu, dass man sich mit den Gästen abgibt. Das sind sie auch gewohnt. Das wünschen sie. Und wenn wir das nicht machen würden, kämen sie höchstwahrscheinlich nicht mehr zu uns.“

„Außerdem sind wir darauf angewiesen, dass sie etwas konsumieren. Damit ist uns und ihnen geholfen. Sie kriegen ihr Bier und ihr Schnäpschen günstiger als im Gasthaus, und wir verdienen auch eine Kleinigkeit. Wenn wir schon die Zimmer so billig hergeben müssen.“, sagte der Vater.

„Solange wir zusammenhalten, schaffen wir es schon.“ In Elenas Ohren klang das wie eine Beschwörung. Ach, Mutters ewiges Bemühen, Einvernehmen herzustellen! Zwischen ihr und Papa, zwischen Papa und den Kindern. Und auch zwischen den Gästen und den Kindern und den Gästen untereinander. Das war ja auch ein Grund, warum Papa es lieber sah, wenn sie am Abend mit ihm zusammen aufblieb, bis der allerletzte Gast die Frühstücksstube räumte und in seinem Zimmer verschwand. Der Alkohol machte nicht nur fröhlich. Als Elena noch nicht in ihrem neu ausgebauten Zimmer auf dem Dachboden geschlafen hatte, sondern auf der Couch in der Stube,

war sie immer wieder vom Getobe streitender Gäste aufgeweckt worden. Im Urlaub kam scheinbar manches zum Vorschein, was sonst in den Tiefen der Zeit vergraben lag. Oder rührte die Zanklust mancher Gäste daher, dass sich das richtige, das erhoffte und heiß ersehnte Urlaubsglück nicht einstellen wollte? Da hatten die Gäste gespart und gewartet und waren weite Strecken gefahren um endlich, endlich im Urlaub zu sein. Und dann war das Wetter schlecht, oder es war schön, aber die Piste eisig, oder das Essen schmeckte nicht wie daheim, oder die Kinder der Gäste waren quengelig und undankbar, obwohl die Eltern für sie jeden Tag eine Menge Geld ausgaben, oder vielleicht war es heuer überhaupt einfach langweilig. Und die Enttäuschung darüber machte die Gäste unzufrieden und streitsüchtig. Der Mann suchte den Grund bei der Frau und diese beim Mann, und sie fingen im Frühstückssaal, meistens nach ein paar Gläsern Bier oder Wein, einfach zu streiten an. Wenn die Mutti noch bei ihnen war, dann konnte man darauf hoffen, dass die Sache gut ausging. Sie versuchte abzulenken oder zu vermitteln. Der Papa hatte für solche Dienste kein Talent. Da er natürlich nicht weg konnte, solange seine Gäste noch herumsaßen, suchte er seine Zuflucht in weiteren Schnäpschen. Elena hatte schon öfter gehört, wie die Mutti ihm dann Vorhaltungen machte. Da war sie wieder froh, dass die Mutti ein eher sanftmütiges Wesen hatte. Selbst wenn sie sich ärgerte und jemanden schalt, blieb sie gelassen. „Und schließlich“, sagte der Vater, „dauert keine Saison ewig. Ein Weilchen noch, dann kommt die stille Zeit vor dem Sommer, wo es ruhig wird, ohne Gäste und ohne Hast.“

„Ja, darauf freue ich mich schon. Jedes Jahr freue ich mich darauf, und jedes Jahr mehr“, meinte die Mutter.

„Und statt zu rasten, wird renoviert und hergerichtet und das ganze Haus auf den Kopf gestellt“, sagte Franz.

Von draußen klangen Stimmengewirr und Lachen herein. Die Klingel ertönte, und gleichzeitig wurde der Schlüssel der Haustür umgedreht. Schritte kamen über den Flur, und Herr Jochum steckte den Kopf durch die halb offene Küchentür.

„Hmm, hier riecht es aber gut! Schon fertig mit dem Abendbrot? Wir brennen darauf, dass wir Revanche bekommen, Herr Bachlechner! Sind Sie bereit?“

Der Vater wandte sich den Gästen zu. „Aber ja, wir haben schon fertig gegessen. Ich komme gleich, meine Herrschaften!“

Franz verzog das Gesicht, angewidert, wie Elena zu sehen vermeinte, und Frau Habermann, die gemeinsam mit Frau Gobrecht in die Küche getreten war, lächelte gutmütig. „Lassen Sie sich ruhig Zeit, Herr Bachlechner, ich bitte Sie. Wir müssen uns doch noch ein bisschen zurecht machen. Aber stellen Sie mal das Bier kalt, die sind heute in der Pizzeria recht großzügig mit dem Pfefferstreuer umgegangen. Wir haben alle einen Mordsdurst!“

„Also, bis später! Ich werde mich beeilen!“, rief Herr Jochum von der Stiege zurück.

„Und sammeln Sie Ihre Kräfte, heute kommen Sie uns nicht so leicht davon!“ Frau Gobrecht drohte scherzhaft mit dem Zeigefinger, bevor auch sie sich umdrehte und verschwand.

Franz stand auf und begann das Geschirr abzuräumen. „Die sind aber heute gut drauf! Armer Papa!“

„Unsere Gäste sind reizend. Ganz reizend!“, sagte die Mutter. „Freundlich und guter Laune und bereit, etwas springen zu lassen.“

Reizend, wiederholte Elena in Gedanken. Sie krümmte sich innerlich. *Reizend*, das war eines der Wörter, die man in ihrer Familie nie verwendet hatte. Vermutlich im ganzen Tal nicht. Erst die Gäste hatten es hergebracht. Dabei war gegen dieses Wort eigentlich nichts einzuwenden. Absolut nichts. Es war ein bekanntes Wort. Sie las es in den Büchern, vielleicht verwendete sie es auch einmal in einem Aufsatz oder einem Brief. Aber ausgesprochen, von der Mutter ausgesprochen, klang es sonderbarerweise so, dass Elena sich innerlich krümmen musste.

Franz lief vom Tisch zur Abwasch und wieder zurück, klapperte mit dem Besteck und ließ die Gläser klirren. Elena traf ihn am Spülbecken. „Nun, wann willst du mit den Eltern reden? Oder hast du es dir anders überlegt? Oder – oder war das alles nur ein dummer Witz?“, fragte sie leise.

Er machte runde Kulleraugen, die sie von seinen Babyfotos her kannte.

„Wo denkst du hin! Aber heute geht es beim besten Willen nicht. Heute würden wir nur alles verderben. Mutti hat Kopfweg und Papa muss gleich los, um den großen Spaßmacher zu spielen.“

„Was flüstert ihr denn da hinten miteinander?“, rief die Mutter.

„Nichts, nichts“, sagte Franz. „Lasst euch nicht stören. Wir bringen die Küche in Ordnung, ihr könnt schon die Karten und die Gläser und die Flaschen herrichten für die Gäste.“

Susette

Als ich mein Tagebuch in den Fluten der Ache vernichtete, glaubte ich mich in Sicherheit. Ich habe es zum Fluss gebracht, an eine Stelle, wo das Gelände sich bricht und das Gefälle so stark ist, dass selbst im Winter die Eisdecke springt und die Schollen dahinjagen. Die Ache hat die Blätter in ihren Wellen gewiegt, durch ihre Strudel gerissen, auf Grund gezogen. Sie hat nichts verraten. Wieso aber reden die Leute?

Als Kind habe ich Holzstücke und Blätter in das Wasser geworfen und zugehört, wie die Wellen sie davontrugen. Ich träumte davon, mit ihnen zu ziehen. Zuerst unser schmales enges Tal hinaus, dem tiefen Fluss zu, durch aufregende, große Städte, in denen ich das wilde Leben vermutete. Und dann wieder durch stille Auen, weite Ebenen, um endlich ins Schwarze Meer zu tauchen. Ich habe ihnen Botschaften mitgegeben. Grüße, Versprechungen. Einmal werde ich euch sehen, erleben, werde durch die ungarische Tiefebene streifen, das eiserne Tor befahren, einen See der Balta durchschwimmen. Wasser ist lebendig wie Schnee. Nur habe ich nun keine Lust mehr, meine Versprechen einzulösen. Kann auch kaum mehr verstehen, dass diese kindlichen Träumereien mir einmal Trost bedeutet haben.

Ein Nachmittag wie viele andere. Ich berge die voll geschriebenen Seiten, zusammengehalten durch steife, orangefarbene Pappe, unter dem Mantel, niemand soll etwas ahnen, niemand etwas sehen. In der Garage kommt mir eine Gruppe fröhlicher, aufgekratzter Leute entgegen. Sie sind nicht älter als ich, werfen mir einen fröhliches Hallo zu und wenden sich beleidigt ab, als ich ihren Gruß nicht erwidere. Was habe ich mit ihnen zu schaffen? Sie kommen für zwei Wochen hier her, erwarten perfekte Bedienung, köstliche Mahlzeiten, Vergnügen und Amusement. Sie leben unter dem Dach meines Vaters. Sie bezahlen mit dem Geld ihrer Väter. Sie bezahlen viel, denn die Preise, die Dad durch den Mund des Geschäftsführers verlangt, sind hoch. Mit Recht. Qualität hat ihren Preis, was wenig kostet, ist wenig wert. Sollen sie doch zahlen, diese Idioten, wenn sie schon gefüttert und bedient und verwöhnt werden wollen.

Franz, der nie mehr etwas mit Fremdenverkehr zu tun haben möchte, weil seine Kinderzeit vom Tourismus geprägt war, hier empfindet er einmal wie ich. Er stellt sich auf Kosten seiner Schwester den Vorstellungen der Eltern gegenüber taub, und entwischt in die Welt der Physik, der Mathematik, der Formeln und

Hypothesen. Und muss doch im Innersten zugeben, dass er es eben diesem von ihm so geschmähten Wirtschaftszweig verdankt, wenn er sein Leben der scheinbar so heiß geliebten Naturwissenschaft widmen kann. Ansonsten würde er wohl, wie einst sein Großvater, Kühe hüten und an frostigen Septembertagen sich die nackten Füße in ihren frischen, dampfenden Exkrementen wärmen. Und ich, na ja, ich müsste wohl die Gänsemagd spielen. Spielen? Spiel wäre das keines. Spiel war das Leben, das meine Großmütter und Urgroßmütter und Ururgroßmütter hier lebten, sicher nicht. Spiel ist eher mein Leben, abgesichert und weich gepolstert durch Dads Tüchtigkeit, die allerdings nur greift, weil es eben den Tourismus gibt und die Deutschen, die es schick finden zu reisen, weil die Berge in sind und das Skifahren und das Snowboarden und das Kanufahren in den Wildbächen unserer Alpen.

Sanft rollte der Wagen aus der Garage, sanft schwebten, wie heute, vereinzelt Flocken aus dem dichten Grau. Über Tal und Dorf so viel Grau und in den Straßen so buntes Treiben. Die Schaufenster quellen über vor Waren, durch die Gassen spazieren Gäste und Einheimische, bunt gekleidet, gut gekleidet, warm gekleidet. Körperlich braucht bei uns niemand mehr zu frieren. Mancher schaut mir nach, denn der Wagen ist auffallend. Mein Pelz ist auffallend, meine langen blonden Haare sind es, ich registriere, ich sehe aus, wie sich mancher eine Traumfrau vorstellen mag. Rein äußerlich. Die Wirklichkeit sieht man nicht auf den ersten Blick. Auch nicht auf den zweiten. Österreichs Männer, so stand es kürzlich in der Zeitung, stehen auf gute, liebe Frauen, die sie gerne verwöhnen, einfach in der Handhabung sind und später gute Mütter abgeben. Die Ausländer, und viele der bewundernden Blicke stammen von Touristen, werden nicht viel andere Wünsche hegen.

Im Dorf war kein Weiterkommen, aber außerhalb, auf der Landstraße, gibt es zu dieser Zeit kaum Verkehr. Das ist etwas, das mir immer noch Spaß macht. Fahren, fahren, in dieses Grau hinein, dieses schöne, weiche Grau, das ich liebe, das mir verwandt ist, fahren in das Fallen der Flocken hinein, die sich nun groß und schwer aus den Wolken lösen, sodass die Scheibenwischer schon Mühe haben, die dichten Schleier zu teilen. Keine Musik, keine Nachrichten. Die Welt ist ausgesperrt aus meinem weichen, fahrenden Nest. Auf der Fahrbahn liegt bald eine dichte Schicht aus schlierigem Matsch, aber der Wagen rollt sicher und ohne im Geringsten von der Spur zu weichen dahin. In der Mitte des ersten Gelände-

bruchs, wo die Ache sogar im Winter wild schäumend über die Steine stürzt, weiß ich eine versteckte, von der Fahrbahn nicht einsehbare Stelle. Blinker betätigen, weg von der Straße, die Räder bahnen sich mühsam ihren Weg. Ich lasse den Wagen stehen, stapfe die letzten Meter zu Fuß. Die Ufer weidenumstanden, schneebedeckt. Die Äste biegen sich unter der weißen Last, doch weichen sie ohne Widerstreben zur Seite. Das Tagebuch wiegt schwer in meiner bloßen Hand, fast, als hätten sich alle Tränen, alle Kümmernisse, alles Bangen und aller glücklicher Überschwang, in langen Stunden niedergeschrieben, materialisiert.

Ich hebe dich hoch, ich werfe dich, werfe dich. Ein Blitzen zwischen Weiß und Grau, ein Schatten, eine Sekunde später noch einmal ein orange-roter Glanz im grünen Strudel, und gründlicher, als das Feuer vernichtet, verschwinden die bösen Gedanken, die bitteren Worte, die dummen Klagen und all die aufgeregten Platituden. Gelöscht.

Während der Heimfahrt plötzlich Rotz und Tränen. Auch Erleichterung. Ein Indiz verschwunden.

Es gibt keine Zeugen. Ich habe mich immer vorgesehen. In einem Dorf muss man aufpassen. Schlimm genug für Dad, was man sich über Mama erzählt. Dabei tut sie niemandem etwas zuleide. Hält sich in den Privaträumen auf, sitzt in ihrem Zimmer, hört Musik, und vom Frühling bis zum Herbst arbeitet sie sogar im Garten hinter dem Haus. Sät, jätet, erntet. Wenn es ihr schlecht geht, wenn ihr das Herz weh tut, nimmt sie die Medikamente, die der Arzt ihr verschreibt. Das ist ihr gutes Recht. Warum soll sie leiden?

Und warum soll sie nicht das Recht haben, ihr eigenes Leben zu leben? Dad macht es auch so. Die Eltern führen eine moderne Ehe. Jeder lebt sein eigenes Leben und gönnt dem anderen seine Freiheit.

Dad steht auf dem Standpunkt, dass nur Leute, die nichts anderes haben als ihre Arbeitskraft, sich problemlos trennen können und wiederverheiraten und wieder trennen. Wenn aber Besitz da ist, Kapital und Grund und Boden und Häuser und dazu noch eine Erbin (das bin ich), dann sollte die Familie erhalten bleiben. Wenn jeder sich gegenseitig seine Freiheit lässt, dann klappt die Sache auch. Mein Dad ist großzügig genug, Mama tun zu lassen, was sie will.

Nicht so Franz. Der will mich ändern. Der erhebt Ansprüche. Stellt Anforderungen. Erteilt Order. Ob Franz gesprochen hat? Nein, das glaube ich nicht. Nie. Das macht er nicht. Er zankt mich aus. Er setzt mich unter Druck. Er

schimpft und flucht. Aber niemals würde er mich verraten.

Über das Reden der Leute kann man sich hinwegsetzen. Doch dieser Anruf vor zwei Tagen, der lässt mich nicht mehr zur Ruhe kommen.

Verstelte Stimme. Gehörte sie einem Mann oder einer Frau? Ich konnte es nicht erkennen, aber eher schien es mir doch nach einer Männerstimme zu klingen. „Fahr in den nächsten Wochen nicht nach Holland. Man ist aufmerksam geworden. Ein Freund warnt dich.“ Kurz und bündig auf das Tonband gesprochen, ohne Nennung des Namens oder der Angabe einer Telefonnummer. Trotz mehrmaligen Abspielens keine Spur eines Erkennens. Wer kann der Warner sein? Tag und Nacht zermarterte ich mir den Kopf, kann keinen klaren Gedanken mehr fassen und finde keine Spur.

Jemand pocht an die Tür. Plötzliches Erschrecken. Hat die Polizei einen Hinweis bekommen? Wollen sie eine Hausdurchsuchung machen? Jetzt schon? Dürfen sie das überhaupt, so mir nichts dir nichts? Es ist nur Hamida. Vor Schreck hatte ich vergessen, dass ich in der Küche eine Portion Tee bestellt habe. Mit einem raschen Knopfdruck stoppe ich das Band, lösche es, aber Hamida verstünde sowieso nichts. Sie spricht kaum deutsch, braucht sie auch nicht, sie arbeitet in der Küche, bedient den Geschirrspüler. Das Servicepersonal ist beschäftigt, so wurde Hamida zu mir geschickt. Sie lächelt nicht, als sie die Kanne auf das Tischchen stellt und ihre Blicke kurz über die Wände meines Zimmers schweifen, behagliche Einrichtung, weiche Polstermöbel, ein handgeknüpfter, blütenübersäter Teppich, der aus ihrer Heimat stammt. Was denkt sie? Sie hasst mich, weil ich müßig bin, und sie mir Tee bringen muss, obwohl ihre Beine schmerzen. Sieht in ihrer Beschränktheit nicht, dass auch ich arbeite. Ich studiere, ich muss lernen, muss mich mit Dingen beschäftigen, die mich zutiefst langweilen, wie Marketing oder Ökologie oder Rechnungswesen. Ich mache es, weil Dad es will und mich jedes andere Studium genau so langweilen würde. Also kann ich ebenso gut Dads Wunsch nachgeben. Außerdem sehe ich ein, dass er Recht hat. Man muss dem Personal, aber auch den Gästen und der Konkurrenz, zeigen, dass man etwas versteht vom Geschäft. Er hat sich seine Professionalität durch praktisches Tun erworben, ich erwerbe sie mir mit Hilfe eines Studiums. Trotzdem ein kurzes Gefühl der Scham, das sich ärgerlicherweise verstärkt, als ich ihr einen Zwanziger in die Kitteltasche stecke. Sie aber lächelt nun.

Die Tür fällt zu. Das Band ist gelöscht. Ein Freund warnt dich. Ein Freund?

Ich habe nicht viele Freunde, am wenigsten unter Dealern oder Giftlern. Ich hasse Cliques. Diese Zweckgemeinschaften. Ich habe mich immer von der Szene fern gehalten. Um zu Stoff zu kommen, muss man nicht in Junkielokalen herumhängen. Nicht, wenn man einen Vater hat wie meinen.

Wer kann mich warnen wollen? Oder ist es nur ein blöder Scherz? Will mir jemand einen Schreck einjagen? Mir und Franz die Fahrten nach Amsterdam vergällen? Sie verhindern? Womöglich seine Mutter, der unsere Liebe ein Dorn im Auge ist. Franz spricht nicht darüber, aber ich kann ihre Abneigung wie mit Händen greifen. Unsere Begegnungen sind selten und zufällig, im Supermarkt, in der Bank, und immer sprühen ihre Blicke vor Feindseligkeit. Sie erwidert meinen Gruß, sie wechselt ein paar Worte, aber sie kann ihren Widerwillen nicht verbergen. Andere Mütter wären glücklich, würde ihr Sohn von einer reichen Erbin geliebt. Sie nicht. Obwohl sie genauso scharf auf Geld ist wie jeder andere Bewohner dieses Landstrichs. Ihr traue ich zu, mit schmutzigen Tricks zu werkeln, um ihren Buben aus meinen Krallen zu befreien. So sieht sie unser Verhältnis. Ihr naiver, unschuldiger Franz ist dem verwöhnten und raffinierten Hoteliers-töchterchen in die Netze gegangen. Es war ganz anders, und das müsste sie eigentlich wissen. Schon im Gymnasium waren wir befreundet, und das andere kam so zu sagen naturwüchsig dazu. Doch unsere Liebe steht auf schwankendem Boden. Streit und Trennung. Versöhnung. Wieder Streit. Wir sind zu verschieden. Wir leben zu verschieden.

Theoretisch könnte sie den Anruf getätigt haben, praktisch ist es unmöglich. Es mangelt ihr an Talent. Selbst ihr Niesen klingt hinterwäldlerisch. Sie kann sich nicht verstellen, ihren Hass nicht, ihren Ausdruck nicht, ihre Sprache nicht.

Dad ist es, der viele Freunde besitzt. Einflussreiche Freunde, denen auch er seinen Einfluss zugute kommen lassen kann. Man hilft sich gegenseitig, diskret, aber wirksam. Vielleicht ist es einer von ihnen. Dann ist der Anruf ernst zu nehmen. Dads Freunde sind ernsthafte Leute. Sie spaßen nur am Stammtisch, nicht im täglichen Leben.

Ich habe kaum Freunde. Nur einen. Franz. Aber Franz war der Anrufer mit hundertprozentiger Sicherheit nicht. Franz redet offen. Beschwört, droht, zürnt. Ich lasse dich fallen. Ich trenne mich von dir.

Du musst Geduld mit mir haben. So schnell kann ich mich nicht freimachen. Das geht nicht.

Du musst.

Das schaffe ich nicht.

Ich verlasse dich.

Wenn du mich verlässt, bin ich verloren.

Ändere dich. Ändere dich. Ändere dich.

Warum nimmt er mich nicht, wie ich bin? Einmal werde ich aufhören. In einem Monat. Einem Jahr. Noch brauch ich das.

Du musst mir Zeit geben. Verschaffe mir den Stoff, den ich brauche. Für den Übergang. Zur Entwöhnung. Das musst du verstehen. Ich brauche Zeit.

Der Spiegel wirft mein Bild zurück. Das Bild einer jungen Frau. Immer dasselbe Gesicht. Und doch immer anders. Wer bin ich? Dieses Gesicht mit den blauen Augen, von denen jedes eine andere Zeichnung hat. In der rechten Iris schwimmen im hellen Blau winzige dunkelblaue Sternchen, während in der linken dünne Streifen wie Strahlen von der Pupille wegstreben. Ich starre in den Spiegel, in diese Augen, versuche zu lesen, was sich hinter der Stirn abspielt. Was können die anderen hinter dieser Stirn sehen? Ich kämme die Haare ins Gesicht, Haare sind harmlos, überhaupt wenn sie hell sind. Warum bin ich hier in diesem Zimmer? Genauso gut könnte ich woanders sein, auf der Uni, bei Mama, am Nordpol, in der Sahara. Warum nicht? Die Fragen bleiben unbeantwortet. Alles kommt mir traumhaft und unwirklich vor. Irgendwie scheine ich den Kontakt zu meinem Leben verloren zu haben. Aber wo? Wann?

Franz. Mein einziger Freund. Er hadert, aber dann kommt er zur Besinnung und tut alles, was ich von ihm verlangen muss. Nimmt auch den sonderbaren Anrufernst. Überlegt, ruft seinerseits flüchtige Bekannte an. Ein paar Leute aus der Szene sind geschnappt worden. Vielleicht ist doch mehr bekannt, als wir ahnen. Vielleicht hat einer geredet? Meinen Namen genannt? Wir lassen den Plan für die nächste gemeinsame Reise fallen. Adé Amsterdam, adé, ihr nebelverhangenen Grachten, ihr verschnörkelten, filigranen Brücken, adé, Janny, flüchtige Freundin, liebe, ferne Freundin. Aber ich brauche Stoff. Ich will keinen Kontakt zur Szene. Franz allein ist verdächtig. Ein junger Mann, Student, auf der Heimreise aus den Niederlanden. Da kann ein Zöllner leicht auf dumme Gedanken kommen. Wir könnten natürlich auch in die Schweiz fahren, wie viele es nun schon seit geraumer Zeit machen. Aber wenn einmal Verdacht geschöpft wurde, dann ist man auch an der Schweizer Grenze nicht sicher.

Wir überlegten hin und her. Schließlich die rettende Idee. Elena, das Schwesterherz. Elena mit ihren roten runden Wangen und den klaren Augen, ihren Locken und den selbst geschneiderten Blusen und den biedereren Jeans. Die Musterschülerin. Elena schaut derart brav aus, dass auch der phantasiebegabteste Grenzpolizist keinen unrechten Gedanken fassen wird. Erst zögert Franz, hat Bedenken. Er möchte seine unschuldige Schwester nicht in eine brenzlige Lage bringen. Er entwickelt Beschützergefühle. Das heißt, die hat er sowieso. Die pflegt er ja auch mir gegenüber tagtäglich auf Hochblüte zu kultivieren. Aber schließlich lässt er sich überzeugen. Der Schwester wird der wahre Grund verschwiegen. Sie weiß absolut nichts. Falls das Schlimmste passieren sollte, falls er auffliegen sollte, so würde man ihr nichts anlasten können. Gar nichts. Aber diese Möglichkeit ist äußerst unwahrscheinlich. Da bin ich mir ganz sicher. Sie werden unbehelligt bleiben. Und Elena wird die Chance geboten, endlich einmal aus diesem Tal wegzukommen, etwas anderes zu sehen. Eine interessante Reise zu unternehmen. Amsterdam, diese Stadt ist nicht nur bei den Dealern und Junkies beliebt. Amsterdam ist einfach in. Elena wird sich freuen. Sie hat sich auch einmal ein bisschen Abwechslung verdient, das arme Mädchen. Armes Mädchen. Dummes Mädchen. Franz ist es gelungen, sich abzusetzen. Er studiert, und nun muss sie zu Hause bei der Mutter bleiben und die Arbeit in der Pension übernehmen. Pension, nennt Franz den Betrieb ein bisschen hochstaplerisch. In Wirklichkeit ist es ja nur ein Privathaus mit Zimmervermietung. Na ja, wenn es ihr Spaß macht?

Franz stellt eine Bedingung. Es ist das letzte Mal, dass ich Stoff bekomme. Dass er mir dabei behilflich ist. Dann muss ich aufhören. Er will, dass ich eine Therapie mache. Aber das ist unnötig. Wenn ich aufhören will, kann ich aufhören, dazu brauche ich niemanden und nichts. Ich bin ja nicht direkt süchtig. Das bildet er sich nur ein. Seine fixe Idee. Trotzdem muss ich es ihm versprechen. Schön, ich verspreche es. Nie mehr eine Reise nach Holland oder in die Schweiz. Nie mehr einen Trip.

Vergiss es.

„Elena, sei so lieb und kümmere dich um die kleine Dänin, die Tove. Ihre Eltern werden erst am Abend vom Skifahren zurückkommen und ihr ist schrecklich langweilig.“

Elena verzog das Gesicht. Langeweile der Gäste ist eines der Hauptprobleme tirolerischer Zimmervermieter und gleichzeitig der Hauptgrund, warum die Touristen auszubleiben drohen. Das behauptete zumindest der Fremdenverkehrsverband. Elena waren diese Tatsachen selbstverständlich bekannt, bildeten sie doch immer wieder die Essenz hitziger Debatten. Trotzdem fragte sie: „Warum kümmern sich nicht ihre Eltern um sie?“

„Die haben einen Wochenskipass gekauft, für die ganze Familie, und wollen ihn natürlich ausnützen. Schlimm genug, dass Tove wegen ihrer Blessur nicht mehr Ski fahren kann und so ihr Anteil für das Liftfahren praktisch verfällt. Außerdem – ich bin froh, dass sie sich heute wieder auf der Piste austoben. Als die Familie gestern den ganzen Tag im Haus verbracht hat, war es nicht auszuhalten. Der kleine Jean ist einfach schrecklich! Sogar die gutmütige Frau Jensen hat sich beschwert, weil er ununterbrochen lärmte.“

Seit vorgestern Nachmittag lag Tove in ihrem Zimmer. Sie hatte sich gleich am zweiten Tag ihres Urlaubs den Knöchel verknackst. Der Arzt hatte zwar befunden, die Verletzung sei nicht so schlimm, sie brauche weder Gips noch Zinkleim, sondern nur eine starke Bandage. Aber er hatte ihr auch absolute Schonung für die restliche Woche verordnet, und damit war es aus mit dem Urlaubsvergnügen. Das arme Mädchen musste auf das Skifahren verzichten. Selbst ganz normale Bewegungen, wie Spazierengehen oder Schwimmen, waren ihr nicht gestattet.

„Wieso muss ich ihr Gesellschaft leisten? Soll doch Franz sie betreuen. Mit ihm würde sie sich bestimmt gut verstehen. Die Mädchen aus dem Norden fliegen ja so auf die jungen Tiroler.“

„Sei nicht komisch! Sie ist in deinem Alter, und ihr werdet euch gut verstehen. Schließlich müssen wir alle etwas für den Betrieb tun. Schau deinen Papa an, wie der arbeitet! Und ich selbst schon mich auch nicht. Immerhin, dass du ein eigenes Zimmer hast, das hast du nur den Gästen zu danken. Ohne sie ...“

Das war Mutters neueste Methode, Elena zu Dienstleistungen jeglicher Art zu bewegen. Das eigene Zimmer. Elena unterdrückte mühsam eine

Entgegnung und fügte sich ins Unvermeidliche.

Schon im Flur war die Musik zu hören. Die Zimmer waren weder mit Fernseher noch mit Radios ausgestattet, aber die Mutter hatte der Patientin ihr eigenes Radio, das für gewöhnlich in der Küche stand, hinaufgebracht. Elena klopfte an, und sofort wurde die Tür aufgerissen. Tove balancierte auf dem rechten Fuß, hielt den linken, bandagierten, im Knie abgebogen nach hinten gestreckt und stützte sich mit der freien Hand auf dem Nachtkästchen ab.

Also, ich räum dieses Zimmer nicht auf, beschloss Elena blitzschnell. Morgen war Direktorstag, sie hatte schulfrei und war also verpflichtet, einige der Zimmer zu machen.

„Hier sieht es aus, als ob ein Orkan geherrscht hätte. Aber bis morgen früh räume ich bestimmt auf. Da sorgt schon meine Mutter dafür“, sagte Tove. Elena errötete. Wann würde sie endlich lernen, ihre Züge so zu beherrschen, dass ihr nicht jeder die Gedanken vom Gesicht ablesen konnte? Wahrscheinlich nie! Sie zuckte die Schultern. „Meine Mutti hat gesagt, dass deine Mutti ihr gesagt hat, dass du dich langweilst, und ich soll –“ Sie unterbrach sich. Kein geglückter Start für eine lockere Bekanntschaft. Aber es war schließlich nicht ihr freier Wille, die Gesellschafterin für dieses Mädchen da abzugeben.

Tove versuchte ein Lächeln. „Es ist lieb, dass du zu mir kommst. Zu zweit, denke ich, könnten wir etwas Nettes unternehmen. Vielleicht ins Kino gehen? Einen spannenden Film anschauen? Das wäre doch eine Idee!“

„Kino gibt es in unserem Dorf nicht“, erklärte Elena.

„Stimmt, daran habe ich im Moment nicht gedacht. Wir müssen uns etwas anderes einfallen lassen. Könnten wir nicht ein bisschen ausgehen? Kaffee trinken? Was meinst du? Wir setzen uns in ein Lokal, trinken Kaffee und essen Torte, Sachertorte oder Apfelkuchen, das ist ja in bei euch in Österreich, und dann beobachten wir die Leute und raten, woher sie kommen und was sie in ihrem normalen Leben tun. Das machen meine Freundin und ich zu Hause auch oft.“

„Du hast doch den angeknacksten Knöchel. Wie willst du da ausgehen?“

„Na, tanzen kann ich natürlich nicht. Diskobesuch entfällt. Aber ein paar Schritte gehen, das schaffe ich schon. Ich stütze mich auf dich und auf einen

Skistock, belaste nur den gesunden Fuß und bewege mich hopsend durch die Gegend. Wärest du einverstanden?“

Sich an einem ganz gewöhnlichen Werktag in ein Lokal zu setzen und Torte zu essen? Bei den Preisen, die hier verlangt wurden? Elena überlegt kurz, dann entschloss sie sich, ganz einfach die Karten auf den Tisch zu legen. „Die Lokale bei uns sind teuer, und ich habe kein Geld“, erklärte sie.

„Aber Elena, du bist selbstverständlich mein Gast“, sagte Tove. „Was hast du denn gedacht? Meine Eltern haben mir ein Extra-Taschengeld gegeben. Sie werden nämlich von ihrem schlechten Gewissen geplagt, weil sie Ski fahren gehen und mich hier in diesem tristen Zimmer – oh, Pardon, war nicht so gemeint, aber ich fühle mich hier wirklich sehr allein und verlassen und ungemütlich und ganz und gar nicht wie ein Ferienmensch.“

„Also gut, dann können wir es ja probieren“, meinte Elena.

„Oh, fein, ich freu mich so. Endlich hinauskommen aus dieser Krankenkammer! Was zieh ich an? Die Jeans werde ich über die Bandage nicht drüber bekommen. Ich habe nur diesen grünen Minirock mitgenommen. Dazu bräuchte ich die grüne Strumpfhose, die einzige, die passt, aber die hat eine Laufmasche, durchgehend von oben bis unten. Zu blöd, daheim habe ich den Schrank voller Klamotten und hier – nichts, rein gar nichts. Dabei war der Koffer so voll, dass ich ihn beinahe nicht zugebracht hätte.“

„Soll ich dir etwas von mir leihen?“, bot Elena an.

„Wow, das wäre fein. Wir tauschen. Du ziehst meine Sachen an und ich die deinen! Was sagst du zu diesen Leggings? Und dazu den Pulli hier? Passt toll zu deinen roten Haaren!“

Nur der angeschlagene Knöchel bremste Tove. Statt herumzuwirbeln, humpelte sie, aber wendig. Sogar die Stiege, die auf den Dachboden zu Elenas Zimmer führte, schaffte sie in beachtlicher Geschwindigkeit. Sich mit beiden Händen am Geländer festhaltend, hüpfte sie eine Stufe nach der anderen hinauf.

„Das ist also dein Zimmer! Hast du die Einrichtung selbst aussuchen können? Dein Zimmer gefällt mir viel besser, als unseres.“ Tove war an der Tür stehen geblieben und ließ ihre Blicke ungeniert schweifen. Elena schüttelte den Kopf. „Wir haben einfach die Sachen genommen, die wir auf dem Dachboden oder im Keller hatten. Papa hat die Möbel dann ein bisschen

hergerichtet, den Schreibtisch da habe ich selbst lackiert. Die Farben hat mir die Großmutter spendiert. Schaut gut aus, violett und flaschengrün, nicht wahr?“

„Apart!“, bestätigte Tove.

„Und das Bücherregal, das hat mir mein Bruder aufgestellt.“

„Franz? Das hat er gut gemacht, finde ich.“

„Ja, finde ich auch.“

Tove nahm ein Buch aus dem Regal, blätterte darin, stellte es wieder hin, nahm ein anderes. „Oh, da hast du ja die Andersen-Märchen!“

„Ja, aber übersetzt.“ Elena lächelte. „Ich habe sie als Kind wahnsinnig gerne gehabt. Ich mag sie auch heute noch sehr. Ich würde sie gerne auf Dänisch lesen. Aber leider verstehe ich kein Wort. Du aber, du sprichst deutsch beinahe, als ob es deine Muttersprache wäre.“

„Bei uns in Dänemark sprechen fast alle ein bisschen Deutsch. In meiner Familie sowieso, denn wir verbringen schon seit drei Generation unsere Ferien in Tirol oder in Bayern. Wir sind Bergliebhaber, so zu sagen. Außerdem, das Deutsche ist dem Dänischen verwandt, und es ist auch eine wichtige Sprache. Und meine Mutter, das weißt du vielleicht noch nicht, unterrichtet Deutsch in der Schule. Also ist es kein Wunder, dass ich diese Sprache beherrsche.“

„Ich habe in der Schule Englisch gelernt. Aber es war noch nie ein Gast bei uns, der englisch sprechen wollte“, sagte Elena.

Tove lächelte ein bisschen und fragte: „Liest du gerne?“

Elena schüttelte den Kopf. „Nur spannende Geschichten. Langweiliges Zeug mag ich nicht. Da höre ich lieber Musik. Oder schau fern. Franz bearbeitet die Eltern dauernd, sie sollen eine Schüssel kaufen. Da könnte man dann so viele verschiedene Programme anschauen, dass einem nie langweilig ist. Und später ... Die Eltern tun alles, damit unser Haus in eine bessere Kategorie kommt. Sobald uns die Bank einen neuen Kredit gibt, werden wir die Gästezimmer mit Fernsehern ausstatten. Da ist es auch besser, man hat das Satellitenfernsehen, meint Franz. Aber das geht den Eltern schon wieder zu weit. Sie wollen nicht recht. Dauernd überlegen sie hin und her und berechnen die Kosten. Und dann schieben sie den Kauf einer Schüssel wieder hinaus.“

„Ach, ich weiß nicht“, sagte Tove, „wir können zu Hause unter siebzehn verschiedenen Programmen wählen, aber so etwas Schönes und – wie sagt man auf Deutsch – Anrührendes, wie ein Märchen von Andersen, findet sich selten.“

„Du lebst direkt in Kopenhagen?“

„Ja, aber nicht in der Altstadt, sondern in einem Neubauviertel. Mein Vater meint, dass unsere Straße langweilig und gewöhnlich aussieht. Aber mir gefällt sie. Ich habe viele Freundinnen und Freunde in unserem Viertel. Und gleich neben unserem Haus ist ein kleiner Park und eine Disko. Da treffen wir uns immer.“

„Ich habe keine richtigen Freundinnen mehr hier im Dorf. Nach der Volksschule gingen wir in verschiedene Schulen. Und dann hatten wir wenig Zeit. Die meisten von uns müssen daheim mithelfen.“

„Ich habe immer geglaubt, gerade auf dem Land lebt man wie in einer großen Gemeinschaft, wie in einer Familie.“

Elena schüttelte den Kopf. „Ich weiß nicht, vielleicht hat das früher einmal gestimmt. Heute ist es auf keinen Fall mehr so. Jeder lebt für sich.“

„Dafür hast du eine wunderbare Umgebung. Also, wenn du hier aus dem Fenster schaust, die hohen Berge, der viele Schnee, die Pisten. Du kannst jeden Tag Ski fahren! Und die schönen Häuser, urgemütlich mit den flachen Dächern, die so weit vorstehen, dass man sich richtig geschützt vorkommt. Dazu die Balkons, rundherum. Und du lebst immer hier. Das muss toll sein. Wir legen das ganze Jahr über jeden Monat ein bisschen Geld auf die hohe Kante, damit wir im Winter zu euch in die Berge fahren können. Du aber, du kannst einfach hier leben, und es kostet dich keine einzige Krone.“

Tove war zum Schreibtisch gehumpelt, der den direkten Zugriff zum Fenster verhinderte. Heute schien die Sonne nicht, der Himmel war bedeckt, aber es fiel kein Schnee.

„Du wolltest dir doch etwas zum Anziehen aussuchen“, sagte Elena und öffnete die Tür des Kleiderschranks. Wie sollte sie Tove begreiflich machen, dass alles, was sie über ihr Leben sagte, zwar schon irgendwie stimmte – und trotzdem in Wirklichkeit ganz falsch war?

Tove hüpfte zurück und musterte ernst das Angebot. Dann wählte sie einen langen Rock, der ihren bandagierten Knöchel verbarg, und dessen

rautenförmige Blüten, gold, rot, blau und grün, sich hübsch vom dunklen Hintergrund abhoben. „Dazu passt der Pulli, den ich gerade trage“, erklärte sie. „Also, ich bin versorgt. Und du ja auch.“

Eine halbe Stunde später standen sie vor dem großen Spiegel im Hausingang, nachdem sie sich auch den Seidenschal aus dem Kleiderschrank von Toves Mutter ausgeliehen und ein klein wenig von ihrem Lippenstift und Haarspray verwendet hatten.

Tove war sehr zufrieden. „Perfekt gestylt!“, fand sie.

Nicht einmal der Skistock konnte das Bild stören, er machte ihre Erscheinung sportlicher und umgab sie mit einem feinen Hauch von alpiner Exotik.

Allerdings, weit trugen sie Füße und Skistock nicht. Es war beschwerlich, mit einem Bein über die eisigen Gehsteige zu hüpfen, und einmal wäre Tove beinahe ausgeglichen. Elena hatte sie nur mit Mühe halten können. Also mussten sie sich mit dem erstbesten Lokal begnügen, das sich gleich an der übernächsten Straßenecke befand.

Das Lokal gehörte einer Schwester des Nachbarn, der darauf erpicht war, das Haus von Elenas Eltern zu kaufen. Der Gasträum war hell und freundlich eingerichtet, die Tische trugen saubere Stofftischtücher, deren Muster sich in den Vorhängen und Tapeten nur leicht verändert wiederholte. Aufatmend ließ sich Tove auf einen Sessel gleich neben dem Eingang sinken. Den Skistock lehnte Elena diskret an die Wand. Gemeinsam studierten sie die Liste und entschieden sich dann für Sachertorte mit Schlagobers und Cappuccino. Elena war froh, dass nicht die Besitzerin sie bediente, sondern ein nettes Mädchen, das höchstens ein oder zwei Jahre älter war als sie. Das Mädchen war nicht vom Dorf, Elena hatte sie noch nie gesehen. Es trug ein Dirndlkleid aus festem Wollstoff mit einem viereckigen Ausschnitt und eine grünschillernde Schürze, die nur einen Teil des Rockes bedeckte, das Mieder aber ganz freiließe. Als Tove sich über den für sie fremden Akzent wunderte, erklärte das Mädchen, es stamme aus der Steiermark und mache hier die Servierlehre.

„Und warum machst du die nicht daheim in der Steiermark? Gefällt es dir hier besser? Vielleicht weil die Tiroler freundlicher sind? Oder die Berge höher?“, fragte Tove neugierig.

Das Lehrmädchen warf einen kurzen Blick auf Elena. „Die Steiermark ist auch schön. Mindestens so schön wie Tirol“, sagte sie. „Nur haben wir nicht so viele Hotels. Deshalb habe ich bei uns keine Lehrstelle bekommen. Hier aber schon. Und später möchte ich einmal selbst eine Gaststätte aufmachen. Gemeinsam mit meinem Bruder. Der hat Koch gelernt.“

Von einem Tisch an der gegenüberliegenden Seite des Raumes tönte eine ungehaltene Stimme herüber. „Fräulein! Fräulein! Wo bleiben Sie denn? Ich will zahlen! Hab ich doch schon mal gesagt!“

Das Mädchen errötete. „So geht es den ganzen Tag“, murmelte sie. „Die Leute sind auf Urlaub, aber Zeit haben sie keine.“

„Wir schon, Elena!“, sagte Tove fröhlich. „Wir zwei haben Zeit.“

„Das ist nur, weil du dir den Knöchel verletzt hast“, sagte Elena. „Wenn du Ski fahren gehen würdest, hättest du auch keine Zeit. Genauso wenig wie deine Eltern. Manchmal, in den Ferien, gibt mir meine Mutter Geld, und ich kann mir eine Tageskarte kaufen. Da habe ich dann auch nie Zeit, weil ich das Ticket unbedingt ausnützen will. Da fahre ich dann von morgens bis abends. Wäre ja schade ums Geld.“

„Hast du oft Ferien?“, fragte Tove.

„Es geht“, meinte Elena, „und in den kommenden Ferien möchte ich eine Reise machen. Eine weite Reise.“

„Ich habe geglaubt, du hast kein Geld?“, stellt Tove fest.

„Ich werde mit meinem Bruder fahren. Er – er verschafft mir die Fahrkarte. Wir übernachten bei seinen Freunden. Aber es ist noch ein Geheimnis. Du darfst niemanden etwas sagen. Wir wollen nach Amsterdam!“

Tove machte große Augen. „Ausgerechnet nach Amsterdam? Was macht ihr denn da? Franz ist doch kein Dealer?“

„Franz? Um Gottes willen! Franz ist die Bravheit in Person. Der hat nichts anderes im Kopf als sein Studium. Sein Studium und vielleicht noch Susette. Ja, Susette schon. Die liebt er wirklich, glaube ich.“

Tove rührte in ihrem Cappuccino herum. „Bei uns heißt es, all die Österreicher und Deutschen, die nach Amsterdam fahren, wollen Stoff mitnehmen. Weil er in den Niederlanden günstig und frei ist.“

Elena musste kichern. „Bei uns heißt es, alle Holländerinnen und Däninnen und Schwedinnen und was weiß ich, die zum Skifahren nach

Tirol kommen, wollen sich einen Skilehrer angeln.“

Tove warf den Kopf in den Nacken. „So ein Blödsinn!“, rief sie ärgerlich.

„Eben! Vielleicht ist das mit dem Stoff und Amsterdam auch so ein Blödsinn!“

„Tatsache ist, dass unheimlich viel Heroin von den Niederlanden in andere Länder geschmuggelt wird. Ich will ja nicht Misstrauen säen. Und mir ist es auch ganz egal, was dein Bruder macht. Aber du – es wäre einfach gemein, wenn du in etwas hineingezogen würdest, das du nicht willst.“

„Nein, da brauchst du dir keine Gedanken machen. Der Franz ist so was von nüchtern. Wenn der einmal ein Bier trinkt, dann ist das schon ein Ereignis. Der wäre der Letzte, der sich besaufen oder einrauchen würde. Also, Rauschgift und so was, das kommt für ihn hundertprozentig nicht in Frage.“

„Hoffentlich hast du Recht. Aber halt trotzdem die Augen offen. Mir kommt vor, du bist, entschuldige, wenn ich das einfach so sage, du bist zu leichtgläubig!“

„Wie kommst du darauf?“

„Das sieht man dir an!“

Arglos und einfühlsam, so dachten die Freundinnen von ihr. Naiv und simpel, so urteilten die ihr weniger gut gesinnten Mitschülerinnen. Elena wusste Bescheid. Diese Einschätzung kam daher, dass sie sich bemühte, freundlich zu sein und auch die Gefühle der anderen zu verstehen. Und auch, weil sie nicht alles sagte, was sie sich dachte, und manchmal ihren Ärger lieber hinunterschluckte, als Streit anzufangen. Vielleicht auch, weil sie ein rundes Gesicht hatte, das gar nicht anders konnte, als freundlich in die Welt zu schauen. Aber einmal ist es genug. Sie hatte es satt, die liebenswürdige Trottelin zu spielen.

„Oh, da täuschst du dich aber. Ich durchschau einiges. Zum Beispiel durchschaue ich die Gäste!“

Tove zog die Brauen hoch. „Und inwiefern?“

„Die meisten wollen, dass man ihnen schöntut. Und dass man ihnen zeigt, dass sie im Mittelpunkt stehen. Dass einem nichts so wichtig ist, wie ihr Zufriedensein, ihr Glücklichein, ihr Wohlbehagen.“ Das war die Retourkutsche für Tove, die Rache, weil Mutter sie gezwungen hatte, die Gesellschafterin für sie zu spielen. Na, wenigsten die Jause war gut. Sie steckte den

letzten Bissen ihrer Sachertorte in den Mund. Der Herbert mit seinem Spleen, unbedingt ihr Haus zu bekommen, war ein habgieriger Kerl, aber seine Schwester, die Rosa, konnte herrliche Torten backen. Großzügig war sie auch, dem riesigen Gupf Schlagobers nach zu schließen, der auf dem Cappuccino gethront hatte.

„Haben sie dir das gesagt? Ich meine, haben eure Gäste dir das so gesagt?“, fragte Tove mit erstaunt aufgerissenen Augen.

„Nein, das sagen sie natürlich nicht. Wenn sie es sagen würden, brauchte ich sie nicht zu durchschauen. Hast du zum Beispiel meiner Mutter schon einmal angesehen, dass sie müde ist? Oder dass ihr der Kopf weh tut?“

„Nein“, sagte Tove.

„Eben. Meine Mutti durchschaut euch natürlich auch. Jeder, der im Fremdenverkehr zu tun hat, durchschaut euch.“

„Moment!“, rief Tove. „Was heißt da ‚euch‘? Wirf mich bitte nicht in einen Topf mit den überheblichen und angeberischen Fremden, die ihr bei euch beherbergt, und die mir auch auf die Nerven gehen.“

Sie stemmte ihre Arme gegen die Tischplatte, um ihr Körpergewicht zu verlagern und dem lädierten Knöchel zum Ausgleich eine andere Lage zu verschaffen. „Möchtest du noch einen Cappuccino? Oder sonst etwas? Gönnen wir uns ein Eis?“ Sie schlug die ledergebundene Speisekarte auf. „Es gibt Vanilleeis mit heißen Himbeeren. Das isst man bei uns auch, schmeckt herrlich!“

„Nein, danke“, sagte Elena. Sie wollte nicht unverschämt sein. Selbst wenn sie es satt hatte, die nette Trottelin zu spielen, wollte sie nicht ins andere Extrem verfallen. Aus diesem Grund unterdrückte sie auch die Lust, Tove klipp und klar ins Gesicht zu sagen: Ich sitze hier mit dir im Lokal – wo es mir jetzt übrigens gefällt – auch nur deshalb, weil meine Mutter deinen Wünschen Vorrang einräumt gegenüber meinen, was wiederum davon bestimmt ist, dass deine Eltern zahlende Gäste sind.

„Dann nehme ich auch nichts mehr“, beschloss Tove. „Das ist auf jeden Fall besser für die Linie. Du könntest aber ruhig noch etwas essen, bei deiner schlanken Figur.“

„Danke!“, sagte Elena. Sie war gerührt, Tove wollte lieb zu ihr sein. So toll schlank war sie auch wieder nicht. „Klar, dass nicht alle Gäste gleich sind“,

fuhr sie fort. „Aber es ist schon so, dass meine Mutter vor den Gästen ein fröhliches Gesicht macht, weil sie das verlangen. Die meisten zumindest. Sonst gefällt es ihnen nicht bei uns und sie suchen sich eine andere Pension. In Wirklichkeit tät sie manchmal lieber weinen, weil sie müde ist und überarbeitet und Kopfweh hat und ihr alles zu viel wird –“

Sie verstummte. Was erzählte sie da dem fremden Mädchen für Sachen, über die nicht einmal in der Familie offen gesprochen wurde!

Tove senkte die Augen. „Auch meine Mutter ist manchmal müde, wenn sie von der Schule nach Hause kommt und die Schüler wieder einmal besonders anstrengend oder wild oder gemein waren.“

Ja, dachte Elena. Aber das war etwas anderes. Die Schüler sind in der Schule, und zwischen der Wohnung und der Schule liegen mindestens einige Straßen, und es dauert viele Stunden, bis Toves Mutter wieder in die Schule zurückkehrt. Die Gäste aber, die sind im Haus, und sie können jederzeit an die Küchentür klopfen und freundlich lächelnd nach einer Tasse Kaffee verlangen, vielleicht eine Aussprache, eine Auskunft brauchen oder auch nur die neu gekaufte Bluse im Folklorestil bewundern lassen. Da kann Mutters Kopf dröhnen wie er will. Die Pflicht geht vor. Sie wird heimlich noch eine Schmerztablette schlucken, ein beflissenes Lächeln aufsetzen, Kaffee kochen oder „reizend, einfach reizend“ ausrufen. Je nach Bedarf.

„Tove, versteh mich nicht falsch. Wir, auch ich, sind froh über die Gäste“, sagte Elena. „Was täten wir ohne Fremdenverkehr!“

„Da müsstet ihr eben eine andere Arbeit suchen“, meinte Tove.

„Das ist nicht so einfach“, gab Elena zu bedenken. „Außer im Fremdenverkehr oder in Betrieben, die praktisch erst durch den Fremdenverkehr existieren, gibt es nicht viele Arbeitsmöglichkeiten in unserem Tal. Du solltest einmal die alten Leute reden hören! Was die erzählen, wie es früher ausgeschaute hat in unserem Tal. Wie arm die Bauern waren! Unser Tal ist schmal, und die Berghänge sind steil. Nicht so, wie in anderen Tälern, wo es große Felder und fruchtbare Äcker gibt, wo die Bauern mehr Vieh halten können, und wo es den Leuten immer schon ein bisschen besser gegangen ist.“

„Für uns wäre es schade, wenn wir nicht bei euch Urlaub machen könnten. Aber ich verstehe schon, mir würde das auch auf die Nerven

gehen, dauernd fremde Leute in der eigenen Wohnung! Ich halte ja nicht einmal meine Tante aus, die jedes Jahr die Weihnachtsfeiertage bei uns verbringt.“ Tove machte ein bekümmertes Gesicht.

„Es gibt ja auch die Zwischensaison“, sagte Elena.

„Genau! Da könnt ihr euch erholen, nicht wahr? Und deine Mutter kann den ganzen Tag ein grimmiges Gesicht machen. Sie kann schimpfen oder mit einem Tuch auf der Stirn herumrennen, wenn sie Kopfweh hat. Und sie kann faulenzen nach Herzenslust!“ Tove schien zu schwelgen in fremden Freiheiten.

„Bis jetzt war es bei uns immer so, dass wir in der Zwischensaison das Haus verbessert haben. Mutti braucht nicht zu lächeln, aber faulenzen, das kann sie nicht.“

Tove warf einen verzweifelten Blick zur Decke. „Diese Älplern kann nicht geholfen werden!“ Sie schwieg einen Augenblick. Dann meinte sie nachdenklich. „Weißt du, Elena, wenn ich in Kopenhagen manchmal Sehnsucht gehabt habe nach euren phantastischen Bergen hier und dem Skifahren und den tollen Diskotheken – da habe ich einfach die Augen zugemacht und tief eingeatmet. Und dann habe ich euer Haus gesehen, wie es da am Hang steht, und daneben das andere Hotel und darunter der Bauernhof mit einem richtigen Stall und richtigen Kühen darin, und all das ist mir so toll vorgekommen. Auch die Leute. So unbeschwert. Dazu die rasanten Abfahrten, der tolle Schnee, die Ache mit ihren Eisschollen, und nach dem Skifahren die Disko. Ein Zauberland. Ein Glücksland. Ein Märchenland, euer Tirol.“

„Ein Märchenland? In den Märchen sind die Leute auch nicht glücklich. Denk nur an die Andersen-Märchen. Da sind die Leute nicht einmal zum Schluss glücklich, wenn das Märchen schon zu Ende ist.“

Tove achtete nicht auf den Einwurf. Sie redete weiter: „Ich habe mich, mitten im Sommer, schon auf den Winter gefreut und auf unseren Urlaub bei euch. Aber jetzt, jetzt schaut das alles ganz anders aus.“

„Anders?“

„Ja. Die Leute hier sind gar nicht so fröhlich und nett und unbeschwert und herzlich, wie ich immer geglaubt habe. Wenn das stimmt, was du sagst, dann sind die Leute hier nur herzlich, weil sie glauben, dass die Fremden das so wollen.“

Elena fiel ein Satz ein, den sie vorgestern in einem Fernsehfilm gehört hatte

und sie sagte: „Du hast einen Blick hinter die Kulissen gemacht.“

„Genau! Einen Blick hinter die Kulissen. Wozu einem so ein angeknackster Knöchel verhelfen kann!“

„Franz sagt, wenn einmal ich die Pension übernehmen werde, dann muss ich alles ganz anders machen! Und das will ich auch.“

„Du willst die Pension übernehmen? Als Beruf? Machst du da eine Ausbildung?“

Elena schüttelte den Kopf. „Nein, brauch ich nicht. Nach der Polytechnischen bleibe ich daheim. Dann teilen wir uns die Arbeit, die Mutti und ich. Da hat sie es leichter.“

Tove schüttelte den Kopf. „Das heißt, dass du keinen Beruf erlernst? Du bleibst einfach zu Hause?“

„Ja. Das hat den Vorteil, dass ich mich nicht bei fremden Leute abrackern muss. Vielleicht vergrößern wir auch noch. Arbeit gibt's mehr als genug. Die Mutti zahlt mir Lohn und versichert mich im Betrieb.“

„Aber Elena, glaubst du, das wird dir gefallen?“

„Sicher. Glaubst du, es ist schöner, für fremde Leute zu schufteln? Und im Fremdenverkehr muss man schufteln. So bleibt das Geld im Betrieb. Und die Mutti meint, ich werde ja wahrscheinlich einmal heiraten. Dann hat mein Mann einen Beruf und ich den Betrieb. Wenn sie und Vater alt sind und nicht mehr arbeiten können.“

„Himmel, ihr Äpler plant aber weit voraus!“, sagte Tove so laut, dass der junge Mann am Tisch nebenan irritiert von seiner Zeitung aufschaute. „Ich bin auch ein Äpler“, sagte er. „Ich komme aus Forstenried, in Bayern.“

„Gratuliere“, sagte Tove und rief nach dem Mädchen, das aus der Steiermark gekommen war, um in Tirol den Beruf einer Serviererin zu erlernen.

Gerade als Tove sich mit Hilfe Elenas die Stufen der kurzen Vortreppe hinaufarbeitete, bog das Auto ihrer Familie um die Ecke. Der Vater stieß die Tür auf. „Warte Tove, ich helf dir!“, rief er. „Nicht nötig! Elena und ich kommen gut zurecht, nicht wahr Elena? Wir haben uns großartig aufeinander eingespielt!“

Die Eltern freuten sich, die Tochter so guter Dinge zu sehen. Sie hatten von der Sonne und dem Wind gerötete Gesichter.

„Wie schön, dass ihr einen interessanten Nachmittag miteinander verbracht

habt“, sagte Toves Mutter, und der Vater drückte Elena einen Hundertschilling-Schein in die Hand. „Für eine Kinokarte“, sagte er. „Du weißt gar nicht, wie froh wir sind, dass du Tove Gesellschaft geleistet hast. Am Morgen war sie noch so deprimiert, und nun lacht sie und schaut richtig gut gelaunt aus. Du hast uns und ihr einen Urlaubstag geschenkt.“

Selbst der kleine Jean, den Elena heuer nur widerborstig, schreiend und tobend erlebt hatte, machte einen friedlichen Eindruck. Die Bewegung an der frischen Luft hatte ihm anscheinend gut getan, sodass all die unschuldigen Opfer seines Trotzalters auf eine erholsame Pause hoffen konnten.

Die heimgekehrten Skifahrer wollten sich zuerst umziehen und frisch machen. Dann wollten sie alle zusammen fein essen gehen. Oft begnügte sich die Familie damit, bei einem Stand heiße Frankfurter zu verzehren, oder sie wärmten in der Küche einfach einen Dose Ravioli auf, die sie sich dann im Frühstücksraum mit Brot und Tee schmecken ließen. Als Trost und Abwechslung für Tove jedoch sollte es in diesen Tagen jeden Abend ein Essen im Restaurant geben.

Susette

Im Grunde bin ich froh, dass ich aufgehört habe, Tagebuch zu führen. Diese leeren weißen Blätter, und eines nach dem anderen füllt sich mit Zeichen, sendet Nachrichten in die Welt, aber niemals kommt eine Echo zurück. Nur meine eigenen hilflosen Schreie, diese ohnmächtigen Schreie, dieses sinnlose Rufen.

Ich sehne mich nach einem Echo. Nein, nicht nach einem Echo, nach einer Antwort sehne ich mich. Vielleicht sollte ich Briefe schreiben. Briefe, die niemanden erreichen. Briefe, die ohne Antwort bleiben müssen. Trotzdem. Briefe wenden sich nach außen, an ein Gegenüber, an ein Du, ein fühlendes Wesen. An wen?

Es ist nicht so, dass ich keinen Freund oder keine Freundin hätte, an den ich meine Worte, ob schriftlich, ob mündlich, richten könnte. Ich könnte, und kann nicht. Da ist Janny, die auf Nachricht wartet. Aber ihr kann ich mich nicht anvertrauen. Sie, die so fest mit beiden Beinen in ihrem Leben steht, verwurzelt und verbunden diesem Leben durch ihren Mann und vielleicht noch mehr durch ihr Kind – wie sollte sie mich verstehen? Und Franz? Franz ist lieb und süß, er ist freundlich und sehr sachlich. Er taugt zum Glücklichsein, zum Eintauchen in die Wirklichkeit. Was aber, wenn die Wirklichkeit zur sinnlosen Leere erstarrt? Wie ein Traum, der dahinschwindet, je mehr man ihn zu fassen versucht? Und was, wenn nur die Träume einem Wirklichkeit zu schenken vermögen?

Für solche Gedanken ist mein armer Freund nicht gerüstet. Sie erschrecken ihn, denn er ist geradlinig und von ernsthafter Wesensart. Und so überzeugt von der Machbarkeit des Lebens. Alles lässt sich in den Griff zwingen, wenn man nur will. Alles verändern. Alles verbessern. Gegen jedes Übel ist ein Kraut gewachsen. Das hat auch meine Großmutter behauptet und ist doch gestorben, als sie noch nicht einmal fünfzig Jahre alt war.

Mein Freund ist klug. Er versteht alles, was man mit Worten sagen kann. Fast alles. Was er nicht vermag, das ist, in meinem Inneren zu lesen. Genau das aber bräuchte ich. Und genau deshalb, weil er es nicht vermag, nicht bei mir, nicht bei sich, ist er überzeugt von der Veränderlichkeit der Welt. Argloser Franz, über all dem Naturwissenschaftlichen vergisst er die Wirklichkeit der Gefühle. Der Freude. Der Traurigkeit.

Franz glaubt an die Veränderlichkeit der Welt, aber wenn meine Stimmung sich ändert, mag er das nicht. Er schilt mich als wankelmütig und unberechen-

bar. Heute so, morgen so. Vielleicht hat er Recht. Vielleicht bin ich wirklich wetterwendisch.

Ich war nicht immer so. Als Kind lebte ich gern in festen Regeln. Stets lieb und freundlich sein. Brav bitte und danke sagen. Höflich grüßen. Vor dem Essen die Hände waschen und gleich nach der Schule die Hausaufgaben erledigen. Auch am Sonntag früh aufstehen und in die Kirche gehen, weil es sich so gehört in unserem Dorf. Und es gibt auch Belohnung und Anerkennung, wie am Fronleichnamstag, wenn Dad das Entzücken über seine kleine Tochter, die, ausgestattet mit Krönchen und Schleier, an der Hand ihrer Mutter durch das Kirchenportal schreitet, ins Gesicht geschrieben steht. Es gibt eine Menge Fotos über diese junge, attraktive und glückliche Familie. Fotos werden nur an besonderen Tagen geknipst, an Feiertagen, Geburtstagen, zu Weihnachten, oder wenn es ums Ostereiersuchen geht. Die ganz gewöhnlichen Tage kommen auf den Fotos ebenso wenig vor wie die angstvollen, die erschreckenden.

Susette, ruft die Mutter, Susette, komm her, du musst mir helfen, du bist mein Kind. Das Kind kauert sich zu der Frau nieder, die Knie schmerzen am rauen Betonboden des Kellers. Was hast du Mutti, was ist dir? Die Frau keucht, fasst nach dem Saum ihres Kleides und versucht, sich die Lippen abzuwischen. Ein säuerlicher Geruch. Das Kind rückt ein wenig zur Seite. Die Frau schluchzt und bebt, ich kann nicht mehr, ich bin fertig, und ihm ist alles gleichgültig, ich geh zugrunde, aber ihn kümmert es nicht. Das Kind spürt Angst, möchte fliehen, weg von der Mutter, sie macht ihr Angst, aber gleichzeitig tut ihr auch das Herz weh vor Mitleid. Dann wird die Tür aufgestoßen und zwei weiß gekleidete Männer betreten den Raum. Sie halten eine Tragbahre in den Händen. Der Vater folgt ihnen auf den Fuß. Die Männer heben die Mutter, die nur mehr leise wimmert, auf und betten sie auf die Bahre. Sie zerren den Gurt fest und tragen sie hinaus. Das Kind folgt ihnen, leise, wagt nicht, den zornig blickenden Vater anzureden. Was ist mit der Mutter passiert, wohin wird sie gebracht? Der Rettungswagen wartet im Hof, der von der Straße nicht einsehbar ist. Die Türen gehen auf, die Bahre mit der Mutter wird hineingeschoben. Die weiß gekleideten Männer nehmen vorne Platz, der Vater steigt hinten ein. Das Kind bleibt in der Obhut des Personals zurück. Deine Mutter ist krank, sie muss in die Klinik, erklärt die Köchin, und die Kellnerin kichert. Schöne Krankheit. So krank wäre ich auch gerne. Unsereins muss auch noch mit Bauchkrämpfen oder mit Kopfweh arbeiten,

aber unsereins ist auch keine Herrschaft ... Die Köchin verbietet ihr das Wort und nimmt das Kind auf den Schoß, und es birgt den Kopf an ihrer weichen großen Brust. Nun kann es endlich weinen.

Mama blieb lange weg, ein Vierteljahr, und als sie wiederkam, wirkte sie gefasst und sehr verändert. Niemals sprach sie darüber, wo sie gewesen war oder was sie erlebt hatte, aber niemals mehr kam es zu einer Szene wie jener, die ich nie vergessen werde.

Wie still es hier ist. Unter mir, nur drei Stockwerke getrennt, hängen mit elektrischen Kerzen bestückte Kronleuchter von der Decke, funkeln die geschliffenen Glasplättchen in allen Farben und wetteifern mit dem Schmuck der Damen. Musik spielt. Kein volkstümliches Gedudel, kein ohrenwurmiger Sound, wie man ihn in billigen Hotels zu hören bekommt. Nein, klassische Musik, in technisch bester Qualität. Dad hat weder bei der Anlage noch bei den Installationen gespart. Aber kein Ton dringt zu mir. Hier herrscht Stille. Stille. Stille. Sogar die Natur scheint zu ruhen. Die Vorhänge, zurückgezogen, umrahmen Fenster, die nichts als Grau zeigen. Grau. Eine gute Farbe. Sie gefällt mir. Manchmal. Grau in vielen Schattierungen, doch die hellen Grautöne überwiegen. Nebelschwaden, Wolken, die ineinanderfließen. Dahinter verborgen, versteckt, unsichtbar, die Berge, mit ihren kühnen Flanken, ihren Abgründen, ihren steilen Hängen. Früher, noch im letzten Winter, bin ich über diese Pisten geglitten wie im Rausch. Im Rausch. Die Ski an den Füßen wie Flügel. Es hat mich glücklich gemacht. Glück. Leben. Und heute? Die Arme ausbreiten und hinunterstürzen?

Ich verstehe nicht, warum manche Leute solche Angst vor dem Fallen haben. Während jeder Hochsaison sind die Zeitungen voll von Ratschlägen, wie man es vermeiden könne, von einer Felswand zu stürzen, mit einer Lawine zu Tal zu stürzen, in einen der Abgründe oder eine der Schluchten zu stürzen, an denen dieses Land so reich ist. Ich stelle es mir schön vor, zu stürzen. Schöner noch als die rasende Fahrt in der Falllinie über die eisüberzogene Piste. Kein Erwachen am Fuße des Hanges. Der wirkliche Fall in ein unendliches Weiß, endend in einer Stille, die unübertroffen ist, in einer Kälte, die alles auslöscht.

Mama muss ähnlich wie ich fühlen. Sähe sie sich ansonsten gezwungen, ihr Heil in diesen zahllosen vielfarbigen Tabletten zu suchen, die sie sich von ihrem willfähigen Arzt verschreiben lässt, und die ihr Erleichterung verschaffen? Zwei, die ähnlich fühlen, sollten Botschaften austauschen. Aber sie, sie ist schon lange

unempfindlich für eine Botschaft, die außerhalb von ihr liegt.

Gewöhnte ich mich deshalb daran, mir meine Gefühle vom Herzen zu schreiben? Bis zu jenem sonderbaren Anruf vertraute ich unbekümmert alle meine Gedanken und viele Ereignisse dem Tagebuch an. Ein schönes dickes Heft mit steifem Einband in leuchtendem Orange. Beinahe zwei Jahre lang hat es getreulich meine überschwänglichen Berichte aufgenommen. Mit roten Ohren las ich sie wieder: Glück und Verzweiflung, Vorwürfe und Selbstbezeichnungen, Schuldzuweisungen, Probleme mit der Beschaffung von Stoff, gelungene und missglückte Trips. Sofort war mir klar: Diese Notizen durfte niemand zu Gesicht bekommen. Im ersten Augenblick wollte ich das Tagebuch verbrennen. Doch im Haus, so verschwenderisch es sich präsentiert, gibt es, außer dem großspurigen Kamin, den Dad im Foyer einbauen ließ und der im Blickpunkt des täglichen Hotelgeschehens steht, nirgendwo eine offene Feuerstelle. Im Schlund dieses Kamins lässt sich nichts heimlich verbrennen. Er wirkt wie ein Magnet. Sobald Ludwig das Feuer angezündet hat, wird er von zahlreichem, Après-Ski zelebrierendem, Publikum umlagert. Genau wie Dad vorhergesehen hat, empfinden es die Gäste als schick, ihre Drinks angesichts krachender Buchenscheiter, züngelnder Flammen und rauchender, stäubender Asche zu schlürfen. Ich verstehe die Begeisterung. Auch mich fasziniert das Feuer, obwohl ich es nicht ohne Angst betrachten kann.

Als wir noch in dem alten Haus wohnten, das längst abgerissen ist, verbrannt, vernichtet, an dessen Stelle sich nun dieses prächtige Hotel erhebt, stand in der Küche ein Holzherd. Es ist die Zeit, da ich zu Dad noch Vater sage, da es noch kein Personal gibt und Mama noch selbst Feuer macht. Sie nimmt dazu eng bedrucktes Papier, Zeitungspapier, stopft es in den Bauch des Herdes, bedeckt es mit trockenem Reisig und hält ein brennendes Zündholz daran. Das Feuer züngelt auf, ergreift das beschriebene Papier, das krümmt sich, fällt zusammen, bald wird es nur mehr Asche sein. Das Kind schaut dem Geschehen zu. Es kann noch nicht lesen, weiß aber um die Bedeutung dieser schwarzen Zeichen, denn der Großvater liest ihm jeden Samstag die Märchenseite vor. Geschichten von Prinzessinnen, Königen, bösen Stiefmüttern, weisen Frauen, die verstrickt sind in verhängnisvolle oder wunderbare Abenteuer. Das Kind freut sich die ganze Woche auf diese Stunde, lauscht gebannt den Geschichten und sehnt sich danach, sie selbst zu entschlüsseln. Das Feuer prasselt schon, aber diese wunderbaren, diese geheimnis-

vollen Zeichen, hinter denen sich so erstaunliche Begebenheiten verbergen, dürfen nicht vernichtet werden. Ein Griff in den offenen Herd, der kümmerliche Rest der Zeitung gepackt und herausgezerrt. Funkenregen stäubt über das sorgfältig geglänzte Linoleum des Fußbodens, brennende Holzstückchen segeln durch die Luft. Erst der Aufschrei der Mutter löst das Erschrecken aus, ein heftiger Schmerz fährt dem Kind durch Mark und Bein, dann Wasser, Rauch, Gestank, Chaos. Die Eltern sind zutiefst entsetzt. Susette, wie kannst du nur! Du hättest verbrennen können! Die Küche, das Haus hätte Feuer fangen können! Du willst uns ins Verderben stürzen!

Ich wollte nur das beschriebene Papier retten. Magische schwarze Zeichen als Barriere gegen Ohnmacht und Einsamkeit, als Flucht in die Welt der Träume, die mir immer schon realer war als die Wirklichkeit. Aber das kann ein Kind den Erwachsenen nicht erklären, so wenig wie ich mich heute Franz erklären kann. Und mein Tagebuch wurde nicht verbrannt. Das wilde Wasser hat es genommen, fortgetragen und aufgelöst, die Geschichte meiner Tage, selbst erlebt, selbst aufgeschrieben.

Das alte Haus ist ohne Zutun des Kindes verschwunden. Mit ihm das tägliche Feuermachen in der eiskalten Küche, das mühselige Erhitzen des Wassers für das morgendliche Waschen, die armselige Toilette. Es gibt keinen Küchenherd mehr und keinen Ofen. Verbrennen kann man hier nichts mehr.

Dads Worte am Mittagstisch gehen mir nicht aus dem Sinn. Mittags speisen wir im Salon. Es ist die einzige Mahlzeit, die wir gemeinsam einnehmen. Das Essen wird vom Restaurant in die Privaträume heraufgebracht. So hat Dad auch gleich eine Kontrolle über die Küche. Die Küche ist etwas vom Wichtigsten für einen Betrieb wie den seinen. Immer, wenn ich zu Hause bin, verlangt er, dass ich mit ihm und Mama zu Mittag esse. Da ist er unerbittlich. Über vieles lässt er mit sich reden. Darüber nicht.

Der Anruf vor etlichen Tagen, nun Dads sonderbare Worte. Er behelligt uns sonst nie mit geschäftlichen Dingen. Das Hotel, das Geschäft, die Steuern – seine Domäne. Heute erzählte er beim Mittagessen, das Finanzamt verlange eine Erklärung über die hohen privaten Entnahmen aus dem Hotelbetrieb. Er warf mir einen sonderbaren Blick zu. Ahnt er mehr, als er mir gegenüber zu verstehen gibt? Aber der Pelz, das war seine Idee. Außerdem kann er, zumindest zum Teil, von der Steuer abgesetzt werden. Betriebskosten. Repräsentationskosten. Ebenso

der Wagen. Es ist nun einmal so, dass wir mit einem Auto in der Familie nicht auskommen können. Was sollte Mama machen, wenn Dad unterwegs ist, aber sie zum Arzt muss? Oder in die Stadt zur Schneiderin? Und ich kann auf meinen Wagen auch nicht verzichten, schließlich studiere ich in Innsbruck, und wenn ich auch die Wohnung in der Stadt benutze, drei- bis viermal die Woche fahre ich doch nach Hause. Ein Betrieb mit so hohem Umsatz muss auch gewisse Privatentnahmen verkraften können, das wäre ja lächerlich.

Warum rufst du nicht den Steuerberater an? fragte Mama. Und ich überlegte mir einen Augenblick lang – und schämte mich sofort, weil ich nicht an Dads Sorgen, sondern an meine Interessen denke – dass ich meinen Pelz zum Glück schon habe, und das Studio in Innsbruck auf meinen Namen im Grundbuch steht und ich hier zwei Fixposten besitze, an denen nicht zu rütteln ist. Der Wagen? Nun, da wäre ich auch mit einem kleineren zufrieden, aber der monatliche Scheck, auf den bin ich in der gegenwärtigen Höhe angewiesen. Sauberer Stoff hat seinen Preis.

Dad schüttelte den Kopf. Er wollte sich zuallererst die Bücher selbst anschauen, aber morgen, oder übermorgen, würde er den Steuerberater anrufen und zu sich bitten. Dann würde man sehen.

Muss ich meinen Pelz wieder hergeben?, fragte ich im Versuch zu scherzen.

Nun lächelte er mich an. Eher werde ich selbst zum Tiger und fress die Finanz mit Haut und Haar.

Es ist kein Tiger, es sind Füchse, die du deiner Tochter zu Beginn dieser Saison verehrt hast, sagte Mama. Hast du das vergessen?

Sonderbarerweise ist mir der Pelz noch immer ein Trost. Für gewöhnlich verliere ich rasch das Interesse an neuen Dingen. Nicht bei ihm. Pelze sind out. Auf der Uni ernte ich wütende Blicke. Auch bewundernde, sicherlich. Schließlich bin ich nicht die Einzige, die Pelz trägt, wenn auch kaum eine der das Institut bevölkernden Frauen ein so erlesener schmückt. Die Dozentinnen können sich derartige Ausgaben nicht leisten, und die meisten Studentinnen, selbst Hotelierstöchter, werden nicht so großzügig bedacht. Dad spart nicht bei Geschenken. Hat er nicht nötig. Sollen nur all diese Neider im Tal sehen, wie weit er es gebracht hat, der Kleinhäusler, auf dessen Vater sie immer hinuntergeschaut haben, und nun fährt er einen Mercedes und seine Tochter einen ebenso teuren Wagen, und sie besucht die Universität, und wie nebenbei trägt sie einen

Pelz, auf den selbst eine Prinzessin stolz sein könnte.

Auf dem weiten Platz vor der Uni packte mich eines Morgens eine Frau am Arm und schrie hysterisch auf mich ein. Mörderin! Verfluchte Kreatur! Verbrecherin! Eine hässliche, dicke Frau, ein Kopftuch umgebunden, die Hände in meinem Ärmel verkrallt, das Gesicht verzerrt, schüttelte und beutelte mich und versuchte, mir Fußstritte zu versetzen. Ich blieb ihr nichts schuldig, wehrte mich nach Kräften, im Innersten erleichtert, dass sie wenigstens nicht mit einer Spraydose arbeitete. Immer wieder liest man von fanatischen Tierschützern, die kostbare Pelze besprühen, um sie so für immer zu vernichten. Irgendwie gelang es mir, sie abzuschütteln und zu fliehen, aber ihr Gekreische verfolgte mich bis zu dem Augenblick, da ich endlich die schwere Eingangstür der Bibliothek hinter mir schließen konnte. Nirgendwo ein Mensch, der mir zur Hilfe geeilt wäre. Natürlich auch kein Polizist. Dafür später ein Strafzettel am Wagen.

Typisch.

Immer, wenn ich in den Mantel schlüpfte, wenn der Pelz, zart wie ein Hauch, leicht wie tausend Federn, zärtlich meine Wangen streift, kommt etwas wie ein Trost über mich. Kein großer, kein umfassender. Kein lang anhaltender. Aber doch ein Trost. Dad versicherte mir, dass der Mantel von Füchsen aus Alaska stammt. Dads neuer Freund aus der Stadt, Kürschnermeister, Geschäftsfreund, hat es ihm geschworen. Geschöpfe, die in ihrer natürlichen Umgebung groß werden, die ein ungezähmtes, freies Leben führen. Aber das wissen diese hysterischen Leute nicht, die Zeter und Mordio gegen Pelze schreien, aber tagtäglich seelenruhig ihre Zähne in Tierfleisch schlagen, das schließlich auch einmal gebebt hat vor Leben und gezittert im Tod. Allerdings, einen Pelz aus einer Farm, von Tieren, qualvoll gehalten in Käfigen, hätte ich nie akzeptiert. In meinem Pelz wird man die Weiten der Wälder gewahr, und eine Spur der Wildheit, die auch Freiheit heißen kann, streift mich an, springt auf mich über, für Augenblicke.

Den Wagen kannst du haben, sagte ich, ich wäre auch mit einem Mini oder so zufrieden. Den Pelz gebe ich nicht mehr her.

Nichts brauchst du herzugeben, Susette, nichts, sagte er. Doch seine Augen blickten wieder ernst. Aber vielleicht kannst du dir einmal deine Ausgaben genauer anschauen. Eventuell ist das eine oder andere entbehrlich.

Dad hat bestimmt keine Ahnung. Kann keine Ahnung haben. Er hat gar keine Zeit, um eine Ahnung zu haben. Er arbeitet Tag und Nacht. Von allein kommt

kein Unternehmen zustande, wie Dad es geschaffen hat. Und dies praktisch aus dem Nichts.

Die Leute freilich reden. Auch Dad weiß, dass die Leute reden. Neid. Missgunst. Was weiß ich. Ich lass die Leute reden. Früher habe ich Tagebuch geschrieben. Das ist mir zu gefährlich geworden. Auch wenn man es nicht herumliegen lässt, auch wenn man es versperrt, es kann gefunden werden. Jeder, der es entdeckt, kann es aufschlagen, kann es lesen.

Alles wäre leichter, wenn ich eine Freundin hätte. Für mich gibt es keine. Als Kind, da hatte ich Freundinnen. Freundinnen aus dem Dorf, der Schule. Else ist mit siebzehn schwanger geworden und hat geheiratet. Was soll ich mit einer Frau, die nur mehr über Babywindeln und Stillen redet? Monika studiert in Wien. Wir sehen uns nur mehr selten. Die Mädchen im Dorf? Nichts im Kopf als Burschen und Klamotten. Halten sich für was Besseres, weil sie brav in die Kirche gehen und brav arbeiten. Verurteilen meinen Lebensstil. Janny wohnt zu weit weg, und unsere Lebensweisen sind zu verschieden. Und die Studentinnen? Da spüre ich oft eine Ablehnung, eine Abgrenzung, und begreife nicht, woraus sie resultiert.

Sei's drum! Ich kann keine Hürden überspringen. Keine Lust dazu. Was soll's?

Elena überließ es der Familie, Tove auf ihr Zimmer zu bringen. Aus der Küche drangen die Stimmen von Mutter und Franz. Sie spürte ihr Herz klopfen. Vielleicht war Franz gerade dabei, Mutter über die geplante Reise zu unterrichten? Sollte sie hineingehen? Oder sollte sie die beiden besser allein lassen? Franz war geschickt im Verhandeln, aber sie hatte heute Verdienste erworben. Immerhin hatte sie, auf Mutters Wunsch, den ganzen Nachmittag mit der lädierten Tove verbracht.

Sie klinkte die Schnalle nieder. Franz saß entspannt am Tisch, vor sich die große Schale aus Steingut, die er schon als Kind zum Kaffeetrinken benützt hatte. Sie war mit der bunten Darstellung vom Hans im Glück verziert, und Elena hatte ihn über Jahre hinweg glühend darum beneidet. Ihre Schale war mit einem bunten Blumenstrauß verziert. Sie fand dieses Motiv langweilig, während das Bild des rotwangigen Burschen mit der dicken weißen Gans unter dem linken Arm und dem Wanderstock in der rechten Hand sie fasziniert hatte. Die Mutter lehnte mit dem Rücken zur Wand, ihre Augen beobachteten den Vorplatz und das Stückchen Straße, das man von der Küche aus sehen konnte.

„Hallo, Elena“, rief Franz gut gelaunt. „Mutti und ich haben gerade über unsere Reise nach Amsterdam gesprochen. Ich habe ihr versprechen müssen, gut auf dich aufzupassen. Das werde ich machen. Aber du musst natürlich die Ratschläge deines großen Bruders befolgen.“

„Vor allen Dingen, Elena, geh nie allein auf die Straße. Ich habe gelesen, dass in Amsterdam sogar am helllichten Tag Mädchen verschwunden sind! Einfach verschwunden. Man hat sie auf ein Schiff gebracht. Mädchenhändler!“

„Aber Mutti!“, sagte Franz. „Du brauchst dir wirklich keine Sorgen zu machen. Erstens ist es nur eine sehr kurze Reise. Wir werden nur drei Tage und zwei Nächte in Amsterdam verbringen. Und zweitens kenne ich die Stadt gut, wir wohnen bei Freunden, und Susette habe ich auch wieder gut nach Hause gebracht.“

„Susette, das ist etwas ganz anderes. Susette, die ist älter. Die hat Erfahrung. Die kennt die Welt. Bei der Susette, da muss ein Mann aufpassen, dass er mit heiler Haut davonkommt!“

„Aber Mutti!“, rief Franz. „Was redest du da?“

„Nun, die Leute erzählen alles Mögliche über sie! Sie schlägt ihrem Vater nach!“

„Manche Leute behaupten, sie schlage ihrer Mutter nach“, warf Elena ein.

Franz lächelte. „Susette schlägt überhaupt niemandem nach. Sie ist eben Susette. Dass ihr so etwas sagt, beweist nur, dass ihr Susette nicht richtig kennt. Susette soll ihrem Vater nachschlagen! Oder ihrer Mutter! Alles Blödsinn! Susette ist anders. Ganz, ganz anders!“

„Ach was! Tatsache ist, dass sich die ganze Familie als etwas Besseres vor- kommt. Tatsache ist aber auch, dass ihr Vermögen sich auf Jammer und Gram von unschuldigen Leuten gründet, die der Kramer um ihren Besitz gebracht hat. Du weißt so gut wie ich, dass er sein Hotel nie so groß hätte ausbauen können, wenn er nicht den Grund des Loidlbauers –“

„Mutti, ich bitte dich!“ Franz sprang auf. Aus seiner Stimme klang ehrliche Empörung. „Das ist nun einmal so, dass der eine abwirtschaftet und der andere dann seinen Besitz übernimmt. Da ist überhaupt nichts Ehrenrühriges dran. Das ist so zu sagen das Spiel der freien Kräfte, das ist die Konkurrenz, damit muss man leben. Das funktioniert so. Dafür kannst du dem alten Kramer keinen Vorwurf machen.“

„Pech für den, der sein Hab und Gut verliert“, sagte die Mutter und schlang, wie Schutz suchend, die Arme um sich. Elena wusste, die Mutter dachte an ihre eigene Fremdenpension und daran, dass im Grunde nichts gesichert war, dass ihnen vielleicht dasselbe Schicksal drohte. Dass sie eines Tages ihr mit so viel Arbeit und Mühe hergerichtetes Haus aufgeben und verkaufen müsste. Und deshalb stand sie auf der Seite des Verlierers und nicht auf der Seite des Siegers.

Franz, der zum Fenster getreten war, schüttelte unwillig den Kopf. „Susette hat damit nichts zu schaffen. Sie ist ein Mensch, der viel soziales Engagement hat und sich viele Gedanken macht. Mit sechzehn wollte sie sogar in die Entwicklungshilfe gehen. Das weiß ich ganz genau.“

„So, wollte sie das?“, fragte die Mutter. Der Spott war unüberhörbar. Doch plötzlich konnte Elena sich das ganz gut vorstellen: Susette mit aufgekremelten Ärmeln in irgendeinem Dritte-Welt-Land, wo sie kranke Kinder pflegte und den Müttern die notwendigsten hygienischen Handgriffe beibrachte und sich dabei aufopferte. Dass sie ihr und Franz das Ticket nach

Amsterdam schenkte, lag ja auch auf dieser Linie, zumindest ungefähr.

„Jetzt nicht mehr“, schränkte Franz ein. „Jetzt hat sie andere Pläne. Sie ist schließlich erwachsen.“

„Ja, und sie rennt mit einem Pelzmantel durch die Gegend“, sagte die Mutter, „wo doch jeder weiß, unter welchen qualvollen Bedingungen die Tiere gehalten werden. Die Pfarrhäuserin hat mir einen Artikel zum Lesen gegeben. Einfach schlimm ist das!“

„Da tratschen die Leute und haben keine Ahnung!“, rief Franz zornig aus. „Der Mantel von Susette stammt von Alaskafüchsen. Die verbringen ihr ganzes Leben in freier Wildbahn. Sie hat es mir erzählt.“

„So, hat sie das?“, höhnte die Mutter. „Dann lass dir eines sagen: Im Artikel von der Pfarrhäuserin steht auch, dass es ausgesprochen tierquälerisch ist, wie man die armen Füchse fängt und umbringt. Sie werden in Schlingen erwürgt, in Fallen gefangen, erschossen, vergiftet – also ich sage dir, ein Mensch, der ein Herz hat, kann kein Kleidungsstück aus Pelz tragen!“

Elena trat zu ihrem Bruder und schob den Vorhang weiter zurück. Gemeinsam sahen sie hinaus auf den kleinen Platz vor dem Haus, der bereits im Schatten lag, auf die schneebedeckten Hänge und auf das Dach des Hotels, das sich über den anderen Häusern des Dorfes erhob. Sie hatte das dringende Bedürfnis, das Thema zu wechseln. Sicher, die Sache mit dem Pelz, da hatte die Mutter schon Recht. Trotzdem, wie konnte Mutter zu Franz nur so hart über Susette sprechen! Wenn sie beide, Mutter und sie, sich über Susette unterhielten, das jeweils neueste Dorfgetuschel austauschten und ihre eigene Meinung dazu kundtaten, war das etwas ganz anderes. Sie konnten so ein bisschen Rache nehmen daran, dass Susettes Vater dieses schöne Hotel besaß, dass Susette hochmütig war, so viel Geld hatte und nun auch noch den Sohn und den Bruder. Sie erleichterten ihr Herz, indem sie ein wenig über Susette lästerten. Eines stimmte allerdings; man kannte sich bei Susette nie richtig aus. Dabei war sie wie alle anderen Kinder des Dorfes hier in die Volksschule gegangen, hatte die Erstkommunion empfangen und war in der Pfarrkirche gefirmt worden. Franz war gemeinsam mit ihr in die Schule gegangen, ganze zwölf Jahre lang, und doch fühlte auch er sich öfters verwirrt durch Susette. Zumindest glaubte Elena das aus manchen seiner kleinen wie zufällig hingeworfenen Bemerkung herauszuhören. Trotzdem war es sehr

taktlos von Mutter, vor Franz derartige Bemerkungen zu machen, denn er, er liebte Susette.

„Während dieser Zeit bist du mit der Arbeit allein, Mutti“, sagte Elena also, denn dieser Aspekt war noch nicht erörtert worden, und er war wichtig.

Vielleicht taten Mutter ihre harten Worte leid, denn sie ließ sich gleich auf das Thema ein. „Ihr werdet ja übers Wochenende fahren“, sagte sie, „da ist ja der Vater hier. Er hilft mir sicher beim Aufräumen der Gästezimmer. Und am Samstag geht er sowieso immer mit zum Einkaufen.“

„Ja, wir fahren Freitagabend und sind Dienstagvormittag wieder zurück“, bestätigte Franz. „Das sind dann praktisch nur eineinhalb Tage, an denen du ganz ohne Hilfe bist. Das ist schon zu schaffen, nicht wahr?“

„Schöner wäre die Reise im Sommer“, sagte die Mutter. „Ganz verstehe ich nicht, warum ihr ausgerechnet in der kalten, unfreundlichen Jahreszeit fahren müsst!“

„Das hat sich halt so ergeben“, erklärte Franz. „Und dann, im Sommer ist Amsterdam wahnsinnig überfüllt von Touristen. So wie unser Tal zur Hochsaison.“

„Ihr müsst euch zumindest warm anziehen!“, verlangte die Mutter. „Nicht, dass ihr noch krank werdet in Amsterdam!“

„Dort ist es wärmer als bei uns, Mutti“, sagte Franz und lächelte. „Das macht der Golfstrom.“

„Trotzdem, zieht euch warm an! Das kann man heutzutage nämlich auch ohne einen Pelz zu tragen!“

Susette

Ab und zu vermisste ich das Tagebuch. Mir gefiel es, völlig frei zu schreiben, ohne irgendwelche Zensur, ohne auf die Gefühle anderer Rücksicht nehmen zu müssen. Anders als in Gesprächen, wo man immer auf der Hut sein muss, wo man angehalten ist, zu überlegen, zu prüfen, welchen Gedanken man äußern darf und welchen man lieber für sich behält. So leicht kommt es zu Missverständnissen ... Im Tagebuch warf ich flüchtige Worte aufs Papier, Ideen, wie sie kamen und gingen, niemand würde sie lesen, niemand sich darüber kränken. Hier konnte ich über Dinge schreiben, die ich nie ausgesprochen hätte. Diese Notizen waren eine Möglichkeit, um den Träumen Raum zu geben. Als Kind dachte ich, die Welt würde mir gehören, wenn ich nur endlich groß und erwachsen wäre. Nun weiß ich nicht einmal mit meinem Leben etwas anzufangen, etwas das Sinn hätte, oder auch nur vernünftig wäre.

Auch dieser Tag wird vergehen, wird vergessen sein, so sehr er mich auch niederdrückt. Dabei schien er am Morgen ganz harmlos zu beginnen. Die zugezogenen dichten Vorhänge lassen nichts ahnen von der winterlichen Kälte und dem rauen Wind, der draußen die Straßen beherrscht. Aus dem Radio kommt verhaltener Blues, der Strauß Feuerlilien leuchtet vor der weißen Tapete, und Kaffeegeruch erfüllt den Raum. Ich habe allein gefrühstückt. Ich liebe es, allein zu frühstücken. Niemand der fragt, warum man schlechte Laune hat oder keine Lust zum Reden. Franz liegt im Bett, den Polster über beide Ohren gezogen. Er schläft. Ich scheue mich, ihn aufzuwecken. Ich muss fort, die Blockveranstaltung ist verpflichtend. Oft machen sich Studenten dadurch verdient, dass sie daran teilnehmen, obwohl sie mit schwerer Erkältung und Fieber eigentlich ins Bett gehörten. Aber die Studiengebühren des Lehrgangs sind hoch. Die wenigsten können sich eine mutwillige Verlängerung des Studiums leisten. Ich könnte zwar, aber ich will nicht.

Schließlich berühre ich ihn an der Schulter. Er stößt einen kleinen Grunzer aus, blinzelt, schlägt endlich die Augen auf.

Ich fahr am Abend nach der Uni gleich nach Hause. Wir treffen uns dort. So gegen sieben, halb acht. Ich Sorge dafür, dass wir etwas zu Essen haben.

Gleich zieht er die Stirne kraus. Im Haus deiner Eltern? Aber ich war erst letzte Woche dort. Lass uns hier bleiben. Du musst doch nicht schon wieder heimfahren!

Du kannst durch die Tiefgarage gehen und von dort den Fahrstuhl benützen, erinnere ich ihn.

Mein Appartement ist auch durch einen eigenen Eingang zu erreichen, und er hat den Schlüssel zu dieser Tür. Allerdings, im Stiegenhaus könnte er Dad treffen oder Mama. Begegnungen dieser Art verabscheut er.

Bleib diesen Abend noch in der Stadt. Du weißt doch, dass ich erst zum Wochenende heimgenommen werden kann. Wir haben morgen Vormittag eine Konferenz.

Franz ist Studentenvertreter. Geh einfach nicht hin, schlage ich vor.

Er schüttelt den Kopf. Bei einer dieser Sitzungen zu fehlen ist eine Sünde, die selbst bei wichtigen Gründen, etwa dem Tod eines nahen Angehörigen, nur zähneknirschend vergeben wird. Das ist nicht möglich, erklärt er.

Das seh ich absolut nicht ein, sage ich und merke, dass wir uns schon wieder auf einen Streit um nichts und wieder nichts einlassen. Aber ich kann einfach nicht anders. Dann ist dir dieses alberne Gerede dort wichtiger als mit mir zusammen zu sein.

Du vergisst, dass die meisten Studenten eine Interessenvertretung bitter nötig haben. Bei dieser Sitzung geht es um Heimplätze und ihre Finanzierung. Seine Stimme klingt eifern und vorwurfsvoll, als ob ich an der Wohnungsmisere Schuld hätte.

Ach, ihr wollt euch doch nur wichtig machen, sage ich. Wichtig machen und euch die ersten Sporen für eine politische Zukunft in den jeweiligen Mutterparteien verdienen. Das ist alles.

Nun ist er ernstlich wütend. Ich habe ihn in seiner Ehre getroffen.

Du, mit einem Vater, der Hotels und Lifthanlagen und seit neuestem auch noch Schneekanonen besitzt, du kannst unsere Arbeit leichten Herzens heruntersetzen! Das Wort Schneekanonen speit er aus, als ob es das schlimmste Schimpfwort wäre. Wobei ich mit ihm durchaus d'accord bin. Allen, selbst Dad, wäre es lieber, man bräuchte sie nicht. Die Auswirkungen auf den Wasserhaushalt sind umstritten. Das hat man auch in der Öko-Vorlesung diskutiert. Allerdings, bewiesen ist nichts. Bewiesen aber ist, dass man den Gästen sichere Schneeverhältnisse auf den Pisten anbieten muss, sonst fliegt einem noch der letzte und treueste Gast auf und davon, jetzt, wo die Fernflüge derartig günstig geworden sind. Also braucht man Schneekanonen, sie sind notwendig, und man kann den negativen Assoziationen zu dieser Technik durch gezielte Gegendarstellungen und Positivwerbung ent-

gegensteuern. Sagen die Politiker, die das Sagen haben bei uns, und das Tourismusmanagement. Und so wird es ja auch gemacht.

Franz fühlt sich wahrscheinlich fein heraus, weil seine Eltern ihren Laden als Biopension führen. Bio! Lächerlich! Franz lebt fern der Realität, versteht nichts vom Geschäft und neigt auf eine penetrante Art zur Selbstgerechtigkeit. Diese meine augenblickliche Meinung schlage ich ihm, in klare Worte gefasst, um die Ohren. Damit kann ich nicht mehr zurück. Mit betont festen Schritten entferne ich mich, hoffe, dass die Absätze meiner Schuhe recht zornig dröhnen, und lasse die Tür mit lautem Knall ins Schloss fallen. Er hat einen Schlüssel von meinem Studio. Ich weiß, er wird die Räume ordentlich aufgeräumt und versperret verlassen und den Schlüssel gut verwahren. In dieser Beziehung ist er hundertprozentig korrekt. Vielleicht lässt er diese Sitzung doch sausen und fährt nach Hause, verbringt den Abend bei mir. Ich werfe den Motor an und fahre zur Uni. Seit es die Kurzparkregelung mit Gebührenzwang gibt, findet man leichter einen Parkplatz. Das Problem ist nur, man muss nach eineinhalb Stunden rasch auf die Straße, den Standplatz wechseln. Die Scheiben sind vereist wie das Herz meines Liebsten.

Nicht jeder Streit hinterlässt so relativ geringe Kratzer. Manchmal tragen wir tiefe Wunden und schlimme Verletzungen davon. Er sicher nicht minder als ich. Aber in der Situation der Auseinandersetzung kann ich nicht daran denken. Ich schlage zu, blind vor Zorn, vor Hass, denn ich kann es nicht ertragen, wenn man mir andere Dinge vorzieht.

Er ist tatsächlich in Innsbruck geblieben und hat diese alberne Versammlung besucht. Ich bin gefahren. Nein, natürlich, ich hätte auch bleiben können. Niemand zwang mich, nach Hause zu fahren. Genauso wenig wie ihn jemand zwingen hätte können, an diesen Studentenrat teilzunehmen. Aber er nahm teil, weil er ihn für interessanter, für wichtiger befindet als mich. Er lässt mich kalten Herzens allein, in diesem Zimmer, in diesem Haus, in dem ich mich noch schlechter, noch einsamer fühle als in der Stadt. Manchmal träume ich vom alten Haus, spüre seine Wärme (sonderbar, dort waren die Zimmer im Winter so kalt, dass das Wasser in der Waschschüssel gefror, aber ich spüre Wärme in der Erinnerung), spüre Geborgenheit, und dann wache ich auf, und nichts existiert mehr. Nebenan das Appartement meiner Mutter. Sie würde sich freuen, wenn ich zu ihr hinüberginge. Wir könnten ein bisschen fernsehen, ein paar Gläser

Sherry trinken, wir bräuchten gar nicht viel zu reden. Aber wer weiß, vielleicht hat sie einen ihrer schlechten Tage, und dann genügen ein Satz, ein Blick, ein paar Takte Musik, und ihr Gleichgewicht gerät außer Kontrolle, sie wirft sich über den Tisch, ihre Schultern beben, Tränen strömen über ihre Wangen. Ich habe die Kraft nicht. Nicht heute. Besser, jede bleibt in ihrem Zimmer, bestrebt, keine Erschütterungen zu riskieren, keine Dämonen zu wecken.

Franz behauptet, meine Eltern seien schuld, dass ich an der Nadel hänge. Die Mama, weil sie krank ist und sich nie richtig um mich hat kümmern können. Oder wollen. Und Dad, weil er nur die Arbeit und den Betrieb im Kopf gehabt hat. Unsinn. Ausgesprochener Unsinn.

Mir ist eigentlich nie etwas abgegangen. Mama hat wenig Zeit für mich gehabt? Schon möglich, aber ich habe gerne für mich allein gespielt. Oder geträumt. Dann waren da die Schule und Freundinnen, später die Freunde. Im Winter bin ich über die Hänge geflitzt, im Sommer lange Aufenthalte am Meer oder in fernen Städten. Zur Matura hat Dad mir eine Reise nach Haiti geschenkt und Monika gleich miteingeladen. Damit ich nicht alleine bin in der süßen Fremde. Sie war vor zwei Jahren meine beste Freundin, und es tut mir noch immer Leid, dass sie in Wien studiert und wir uns fast nie sehen. Sie will nichts mehr wissen von unserem Tal. Sie hat uns gründlich den Rücken gekehrt. Das kann man nicht ändern.

Soweit es möglich war, hat Dad dafür gesorgt, dass es mir an nichts mangelte, weder an materiellen Dingen noch an Gesellschaft. Mamas Krankheit – sie hat mein Leben nicht wirklich berührt. Es gibt Kinder, deren Mutter tot ist oder deren Eltern getrennt leben. Manche Kinder müssen mit einem arbeitsscheuen Vater zurechtkommen, andere mit einem verkommenen Bruder. Nun, ich hatte ein kranke Mutter, aber einen fürsorglichen Vater. Ich kann mir schlimmere Konstellationen vorstellen.

Dad verstehe ich gut. Die Leute sagen, er sei von sich eingenommen und autoritär. Er habe nur das Hotel im Kopf und ordne alles andere dem Wohle des Hotels unter. Auch Franz lässt ab und zu eine Bemerkung fallen, die in diese Richtung weist. So ein Blödsinn! Dads Herz hängt an dem Betrieb, das ist es, und das ist nichts Schlechtes. Der Mensch braucht etwas, woran sein Herz hängt. Und überhaupt, für mich macht er alles, was er kann. Er schenkt mir, was er kann. Was er nicht hat, kann er mir nicht schenken, ganz einfach.

Wenn ich auch etwas hätte, woran ich mein Herz hängen könnte, würde ich mein Leben vielleicht ganz anders leben. Freilich, ich habe Franz, an den ich mein Herz hängen kann. Nicht zu viel. Nur in der Art, wie es ihm gefällt. Eine gewisse Leichtigkeit sollte gewahrt werden. Missmut, schlechte Laune, Trübsinn, das sind Stimmungen, die man seiner Auffassung nach bekämpfen, mit Aktivität zu bekämpfen hat. Wenn diese entsetzliche Leere über mich kommt, dieser Überdruß, diese Müdigkeit, dann kann auch Franz mir nicht helfen.

Mama wird es wohl so ähnlich ergangen sein. Sonderbar, dass eine Sache wie der Betrieb, das Hotel, ein stärkerer Anker ist für ein Herz als Menschen. Als Franz für mich. Als Mama für Dad.

Und doch, wenn mir etwas auf die Nerven geht, dann dieses Gejeiere der reichen Söhne reicher Väter, die sich unverstanden fühlen. Wie arm sie sich wähnen. Wie verkannt in ihren sensiblen Seelen. Sie nehmen das Geld ihrer Väter, fahren fette Autos, frönen dem süßen Nichtstun und geben den Vätern die Schuld an der Welt und an ihrem eigenen nutzlosen Leben.

Ich nehme das Geld meines Vaters, aber ich weiß seinen Wert zu schätzen. Es ist besser, morgens gegen zehn in einem luxuriös ausgestatteten Schlafzimmer zu erwachen, als Punkt sechs in einer Drei-Bett-Personalkammer vom ersten Küchenmädchen aufgeschreckt zu werden. Es ist besser, einem, wenn auch langweiligen, Studium nachzugehen, als Gäste zu bedienen oder ihren Dreck wegzuputzen. Und anders als diese weinerlichen Söhne empfinde ich keinerlei Verachtung für Dad. Gut, ich kann seine Auffassung von Glück, von Freude, von Pflicht und Erfolg nicht teilen. Ich kann praktisch nichts mit ihm teilen. Höchstens die Achtung für die Annehmlichkeiten des Lebens, die da heißen: geschmackvolle Wohnung, modische Kleidung, genügend Geld für etliche Vergnügungen.

Aber auch da existieren Unterschiede. Während ihm das alles seit Jahren beständiges Vergnügen bereitet, verliere ich immer öfter, immer länger den Appetit darauf. Zum Glück gibt's schnelle Ski und Snowboards, gibt's Raftings und Diskos, und wenn alles nichts mehr hilft, einen raschen Trip ins Reich der Träume. Franz schreit Zeter und Mordio. Stell dich der Realität! Keinen Trip mehr! Du ruinierst dich! Aber bei mir ist alles in Ordnung. Habe alles im Griff. Seh alles, wie es ist. Bin nicht krank.

Vielleicht müsste ich es wieder mit der Ferne versuchen. Der Ferne, der Ein-

samkeit, mit dem Extremen. Wann war das, als ich zum ersten Mal mit Onkel Markus auf die Wildspitze stieg? Sehr früh im Jahr, in der Zwischensaison, ging er nicht in seiner Funktion als Bergführer, sondern einfach nur zum Vergnügen. Zur Freude. Zur Lust. Wir brachen im Nebel auf. Die Luft war feucht und trübe, aber nach zwei Stunden stetigen Steigens änderte sich die Welt. Der Wind kam böig vom Kamm heruntergefegt, die Nebel rissen auf, das Grau blieb zurück. Ich bog den Kopf in den Nacken und spürte die Wärme auf Wangen und Stirn. Die Felsen über uns reflektierten die Strahlen der Sonne, die aus einem nun wolkenlosen Himmel schien. Wir legten die Steigeisen an. Onkel Markus rollte das Seil auf, und ich mühte mich, mit klammen Fingern den Karabiner in das Brustgeschirr zu klinken. Schnee, steiles Eis, Fels. Je höher wir stiegen, desto intensiver schien der Himmel in seinem Blau, desto weiter wurde das Panorama. Auf dem Grat angekommen, hatten wir einen ganz neuen Blick auf die zwischen den wogenden Nebeln aufragenden Flanken der Gletscher. Es war, als ob das Licht jedem Gegenstand einen übernatürlichen Glanz verlieh. Ich hatte das Gefühl, dass es zum Besten stand mit der Welt, und dass mir das Leben alle Möglichkeiten bot. Die Beschwingtheit, die Freiheit und der Friede, die ich da oben empfand, übertrafen alles, was ich je erlebt hatte. Ich bin noch auf etliche Berge gestiegen, aber nie mehr hatte ich so intensive Gefühle dabei. Die muss ich mir nun anderswo holen.

Wäre doch Franz bei mir. Ich bräuchte seine Gegenwart, und wäre es nur für ein paar Minuten. Für eine Stunde. Eine lächerliche Stunde. Dieser Schuft. Plötzlich ist der Schmerz riesengroß. Alles ist ihm wichtiger. Wie es mir geht, ist ihm egal. Schuft. Schuft Schuft. Gemeiner Schuft. Ich hasse ihn und seine dämliche Schwester und seine bornierten Eltern. Sie kommen sich so gut, so wohl-anständig, so moralisch vor. Ich verachte sie.

Nun weine ich. Niemand, der mich tröstet. Niemand der mich liebt. Einen Trost wenigstens habe ich. Es gibt den Stoff zum Vergessen, zum Wegtauchen, zum Träumen.

Versprechungen? Was sollen Versprechungen? Gut, ich habe Versprechungen gegeben. Aber wenn er so gemein ist, dann breche ich sie eben. Er ist selber schuld.

Elena stand vor dem Wandschrank und überlegte, was sie einpacken sollte. Tagelang hatte sie die Temperaturangaben der europäischen Hauptstädte durchgeschaut. In Amsterdam gab es Grade zwischen drei minus und zehn plus. Ein mildes Wetter, das der Feber dieser Stadt bescherte. Hier fielen die Werte in der Nacht noch immer unter minus zehn Grad. Elena packte einen dünnen Pullover ein und eine zweite Strumpfhose, einen warmen Pyjama und Pantoffeln. Die Mutter hatte ihr geraten, die bequemen, dick gefütterten Schnürstiefel anzuziehen. Da sie schick aussahen, tat Elena es auch. Dann stopfte sie noch die Wollmütze in den Rucksack, für alle Fälle, die Hand- schuhe wollte sie sowieso anziehen, ebenso das selbst gestrickte Stirnband aus Angorawolle.

Dann stellte sie sich vor den Spiegel, um die Haare zu bürsten. Diese Augen, was würden sie in drei Tagen alles gesehen haben! Das Meer, zumindest den Streifen, der sich hinter dem Bahnhof hinzog, Landschaften, die so ganz anders waren als die heimatlichen, so zu sagen gegenteilig. Statt Berge Tiefebene! Und fremde Menschen würde sie kennen lernen. Fremde Menschen sah sie ja oft genug, aber diesmal war sie es, die diese Menschen in deren Heimat aufsuchte. Diesmal war sie selbst diejenige, die wegfuhr, die bereiste. Touristin war sie, Fremde, Reisende.

Gegen fünf schaute Franz kurz ins Zimmer und mahnte zum Aufbruch. Er war schon fix und fertig und hatte seinen Reisebeutel über die Schulter gehängt. Susette würde jeden Augenblick kommen, um mit ihnen nach Innsbruck zu fahren. Das war so vereinbart. Susette würde sie zum Bahnhof bringen und ein paar Tage später wieder dort abholen.

Als sie hinunterkam, wartete Susette schon in der Küche. Den Mantel hatte sie im Hausgang aufgehängt, Elena war im Vorbeigehen angestreift. Auch wenn er von armen Füchsen stammte, die, wie Mutter berichtet hatte, auf schreckliche Art zu Tode gekommen waren, hatte sie nur mit Mühe der Versuchung widerstehen können, ihn kurz zu probieren. Dieser Mantel war für ein paar Tage Gesprächsthema im Dorf gewesen, aber nicht so sehr der armen Füchse wegen. Als die Frau des Schuldirektors sich im Supermarkt mit der Mutter über diese neueste Eskapade der Kramertochter, Anfang November, unterhalten hatte, war ein ganz anderer Aspekt im Vordergrund gestanden. Sie hatte es äußerst unpassend gefunden, dass ein so junges Ding

wie Susette ein derart auffallendes, teures Kleidungsstück trug. Damit lief sie Gefahr, eleganter angezogen zu sein, als die wohlbetuchten Gäste ihres Vaters, was diese sicherlich als ungehörig empfinden würden. Die Mutter hatte der Frau des Direktors aus vollster Überzeugung zugestimmt.

Unter dem Mantel allerdings, da konnte niemand etwas sagen, war Susette schlicht gekleidet, zumindest heute. Zu den Jeans trug sie eine blau-grün gemusterte Wollbluse, deren Blauton sich im Blau der Jeans wiederholte. Ihr langes Haar fiel glatt wie ein goldener Umhang auf ihre Schultern, und angesichts dieser Pracht wünschte sich Elena, wie schon öfters, blond zu sein. Ihr eigenes Haar war rötlich und gekräuselt. Sie konnte es noch so lange mit Föhn und Haarspray behandeln, sie bekam es einfach nicht so schön glatt und weich fallend, wie sie sich das gewünscht hätte.

Susette war noch nie in ihrem Haus gewesen, genauso wenig, wie Elena oder die Eltern die Familie Kramer besucht hatten. Man lebte von Geburt an im selben Dorf und hatte dieselbe Schule besucht. Die Vorfahren lagen in derselben Erde. Man grüßte sich bei einer zufälligen Begegnung, tauschte ein paar nichts sagende Worte aus, das war schon alles. Elena dachte daran, dass Susettes Eltern auch nicht begeistert waren von der Liebesgeschichte zwischen Franz und ihrer einzigen Tochter.

Die Mutter hatte eine Tasse Tee vor den Gast hingestellt, Zucker und ein paar Kekse und versuchte, Konversation zu machen.

„Und es gefällt dir auf der Uni? Du machst ja so eine Art Tourismus-ausbildung da, nicht wahr?“, fragte sie.

Susette nickte. Auch sie zeigte sich nicht gerade redselig.

„Ein Physikstudium, wie Franz es macht, dauert sicher länger“, spann die Mutti ihren Gedanken weiter. „Wie lange dauert dein Kurs? Ich glaube, Franz hat etwas von sechs Semestern gesagt.“

„Ja. Sechs Semester.“

„Und dann hast du ein Diplom?“

Susette zuckte die Schultern. „Diplom nicht. Die Berufsbezeichnung lauter ‚Akademisch geprüfte Tourismuskauuffrau.‘“

Die Stimme der Mutter klang eindeutig missbilligend. „Kauuffrau? Komischer Titel.“

„Überhaupt kein Titel. Ich brauche keinen Titel. Ich mach diesen Lehr-

gang eigentlich meinem Vater zuliebe. Er will es so. Er glaubt, dass es gut sei.“

„Ja, ja, heute müssen die Mädchen wohl unbedingt etwas studieren“, sagte die Mutter. „Obwohl, ich denke mir oft, ob es nicht schade darum ist. Über kurz oder lang heiraten sie ja doch und kriegen Kinder, und dann war das ganze teure Studium umsonst.“

„Wieso soll es umsonst gewesen sein?“, rief Franz. „Nichts ist umsonst, was man lernt. Und wer sagt, dass Kinderkriegen und Studieren einander ausschließen?“

Susette runzelte nur ein bisschen die Stirn, sagte aber nichts. Vorsichtshalber, wie Elena glaubte. Sie wollte wohl nicht unhöflich sein und die Mutter ihres Freundes darauf aufmerksam machen, dass sie die Erbin eines Vier-Sterne-Hotels war und ihr Studium deshalb auf jeden Fall nutzen würde. So ein Betrieb verlangt eine kompetente Führung.

„Also, ich bin froh, dass Elena ihre Zeit nicht in irgendeiner Schule vertut, sondern gleich ins praktische Leben einsteigt“, sagte die Mutter.

„Dabei geht sie gern zur Schule, oder? Franz hat mir einmal so was erzählt“, sagte Susette. Es klang ziemlich zerstreut, und Elena ärgerte sich. Wie kamen sie dazu, in ihrer Gegenwart über sie zu reden, als ob sie nicht da wäre.

„Ich war immer die Beste in Mathematik. In jeder Klasse. Und im geometrischen Zeichnen auch.“, sagte sie.

„Ja, das stimmt. Elena hat nie Probleme gehabt in der Schule. Aber ich denke mir, die beste Schule ist das Leben selbst. Da muss man sich bewähren. Alles andere ist nicht so wichtig“, erklärte die Mutter. Sie hatte frischen Tee aufgegossen und zwang auch Franz und Elena eine Tasse auf. Elena verbrannte sich die Zunge. Franz hatte sich neben Susette gesetzt und legte zärtlich seine Hand auf ihren Arm. Sie schaute ihn an, wandte den Blick zur Mutter, versuchte auch ihr ein freundliches Signal zu senden. Aber die Mutter, sonst doch sanft und allen Menschen wohlgesonnen, brachte nichts fertig als ein gequältes Lächeln.

Elena war froh, als Susette sagte, sie müsste nun aufbrechen. Zum Abschied steckte ihnen die Mutter noch eine Thermosflasche und ein paar belegte Brote in den Reisebeutel. „Damit ihr auf der Fahrt noch eine Stärkung habt!“ Alle drei fühlten sich erleichtert, als sie endlich im Wagen saßen.

„Musik?“, fragte Susette und legte eine Kassette ein.

„Schnall dich an, Elena! Susette ist eine rasante Fahrerin! Je wilder die Musik, desto schneller die Fahrt!“, sagte Franz lachend. Er hatte vorne Platz genommen, Elena saß im Fond. Sie lehnte sich zurück. Sie war fest entschlossen, ab nun jeden einzelnen Augenblick dieser Reise zu genießen: Die gemütliche Wärme hier im Inneren des Autos, während draußen die Bäume wie erstarrt wirkten vor Kälte; das sanfte Wiegen des Wagens, das beruhigende Brummen des Motors; die Musik; den Hauch von teurem Parfüm, der von Susettes Haar ausging und nach welkenden Blüten duftete.

Es war schon dämmerig. Die Silhouetten der beiden vor ihr hoben sich dunkel vom Licht der Scheinwerfer ab, ihre Schultern berührten einander. Sicher wäre Franz glücklicher, wenn Susette ihn bis Amsterdam begleiten würde. Sie kannte noch immer nicht den eigentlichen Grund, warum Susette dies nicht tat. Zeitmangel, hatte Franz gesagt. Aber wegen drei Tagen, noch dazu in den Semesterferien? Das klang mehr als unglaubwürdig.

„Susette, sag, was musst du eigentlich in diesen Tagen so Dringendes erledigen?“ Elena musste fast schreien, um die Musik zu übertönen.

Die zwei Gesichter wandten sich einander zu, kurze Blicke wurden getauscht, Franz rückte ein wenig ab von Susette.

„Hat Franz dir das nicht gesagt? Ich habe eine wichtige, sehr zeitaufwendige Hausarbeit zu schreiben“, antwortete Susette, ohne die Musik leiser zu stellen.

Und Franz sagte, betont locker und fröhlich: „Das Wichtigste ist, dass du statt Susette fährst, und dir die Reise Spaß macht. Susette war schon oft in Amsterdam und wird später sicher wieder einmal hinfahren. Nicht wahr, Susette?“

„Na klar“, antwortete Susette. Elena sagte nichts mehr. Wahrscheinlich hatte Franz Recht. Sie saß hier im Auto, das sie zum Bahnhof brachte, und morgen um diese Zeit würde sie schon durch die hell erleuchtete Kalverstraat spazieren, die Schaufenster der tollen Boutiquen bewundern und in einem der schicken Cafés einen Pannekoeken verzehren. Das war's, was zählte.

Sollten sie doch ihr Geheimnis für sich behalten, diese zwei Verschleierungstaktiker. Denn die Sache mit der dringenden Hausarbeit, das war jedenfalls eine Ausrede. Und den Verdacht, den Tove geäußert hatte?

Drogen? Blödsinn! Elena ließ ihre Augen liebevoll auf den Schultern ihres großen Bruders ruhen. Franz und Drogen? Niemals! Und weil sie so zärtlich und liebevoll gestimmt war heute Abend, schloss sie auch gleich Susette noch in ihre freundlichen Gefühle ein. Das fiel ihr hier, im Fond des Wagens, auch viel leichter als in der Küche der Mutter, wo sie ihr von Angesicht zu Angesicht gegenübergestanden und sich neben so viel duftender Schönheit ziemlich schäbig vorgekommen war. Susette war ja die eigentliche Betreiberin dieses Reisearrangementes. Das sollte sie nicht vergessen. Ihr hatte sie diese Reise zu verdanken.

Sie fanden einen Parkplatz direkt vor dem Bahnhof. Franz sprang aus dem Auto und hob den Deckel des Kofferraums, der fast leer war. Sie reisten mit leichtem Gepäck. Franz hatte nur den einen Beutel bei sich, Elena schulterte ihren Rucksack.

„Ich habe zweite Klasse genommen, Franz“, sagte Susette am Bahnsteig und zog das längliche Kunststoffkuvert aus ihrer Tasche. Elena machte erstaunte Augen und Susette sagte schnell: „Franz und ich sind letztes Mal in der ersten Klasse gefahren. Da war der Zug unheimlich besetzt. Aber heute gibt es sicher Plätze genug.“

„Ich bin noch nie in der ersten Klasse gefahren“, sagte Elena.

„Eben!“ Er lachte. „Da passt du nicht so gut hinein. Da fällst du auf. Das ist der Grund für Susettes Sparsamkeit.“

„Franz, bitte, mach keine dummen Witze“, sagte Susette.

„Ist schon gut, Susette!“, meinte Franz begütigend. „Alles klar.“

„Das ist doch gleich, wegen ein bisschen auffallen“, meinte Elena. Sie wäre ganz gerne in der ersten Klasse gefahren, überhaupt, wenn das Ticket von den reichen Kramers kam.

„Wenn man in der ersten Wagenklasse fährt, sind die Grenzbeamten zuvorkommender, aber nur, wenn man das richtige Auftreten hat“, erklärte Franz.

„Die Grenzbeamten sind mir egal!“, sagte Elena. „Aber die dickeren Pölster, die bequemeren Lehnen –“

„Dafür sind die Passagiere hochnäsiger“, sagte Susette. Elena fand die Bemerkung unpassend. Wer im Glashaus sitzt, soll nicht mit Steinen werfen, befand das Sprichwort. Franz aber nickte. „Susette hat vollkommen Recht.“

In der zweiten Wagenklasse geht es lockerer zu. Und wenn genügend Platz ist, ziehen wir die Sitze aus und legen uns nieder.“

In diesem Augenblick fuhr der Zug ein. Susette umarmte Franz und drückte Elena einen flüchtigen Kuss auf die Wange. „Also dann! Bis Dienstag!“

Susette

Draußen vor den Fenstern ist es dunkel, neblig, feucht. Tauwetter mitten im Winter. Alle Wetterkapriolen kann die moderne Technik auch nicht ausgleichen. Die Schneekanonen stehen nutzlos am Rande der Pisten, während die Schneedecke immer dünner wird. War das der Grund, warum Dad heute Mittag nervös wirkte?

Der Esstisch nimmt eine Ecke des Salons ein. Dad verlangt, dass sich das Personal beim Bedienen abwechselt, und da mittags nicht viel los ist im Restaurant, lässt sich das gut machen. Mir ist es am liebsten, wenn Erich uns das Essen serviert. Er ist sehr diskret und leise, spricht niemals ein unnötiges Wort. Dad engagiert nur hoch qualifiziertes Personal. Etwas anderes können wir uns gar nicht leisten, wenn wir den Standard halten wollen. Der Mittagstisch ist immer korrekt gedeckt, mit Kristallglas und Porzellan und blütenweißen Servietten. Wir sind die Ausnahme im Dorf. Die Familien der anderen Hoteliers, die sicher nicht weniger Geld besitzen als wir, essen irgendwo in einem Nebenraum der Küche oder einem winzigen Extrazimmer. Dad lehnt solche Sitten als kulturlos ab. Gerade im täglichen Leben muss man Stil zeigen. Stil. Ein Wort aus Mamas Sprache. Dad hat sie deshalb geheiratet, weil sein Traum weniger ein Leben in Wohlstand, als vielmehr ein Leben mit so etwas wie Kultur oder Schönheit war. Ein Mädchen aus dem Dorf hätte ihm kaum dazu verhelfen können, Mama schon. Von ihr hat er alles gelernt, auf das er jetzt so stolz ist und das ihn wohl auch glücklich und zufrieden macht. In der Zeit, bevor Mama Frieden mit ihrem Leben geschlossen hat, hat sie ihm gerade dies oft vorgeworfen.

Er wünscht, dass die Familie zumindest einmal am Tag in einer entspannten Atmosphäre beisammen ist. Wahrscheinlich hat er mir den Wagen auch deshalb gekauft, damit ich möglichst viel Zeit zu Hause verbringen kann und auch unter der Woche immer wieder ein, zwei Tage aus der Stadt herauskomme. Vielleicht hat er mich gerne um sich. Er spricht nicht darüber. Er bittet mich nie, öfter nach Hause zu kommen. Aber wenn ich darüber nachdenke, so sehe ich, dass er alles tut, um mir das Heimkommen zu erleichtern. Unsere vielen kleinen Abschiede passieren leichthin. Ich gehe auf einen Sprung in sein Büro – meist ist er nicht allein oder er telefoniert gerade – sodass ein kurzer Gruß, eine sehr flüchtige Berührung genügen. Gefühlsduseleien kann er nicht leiden.

Auch Mama mag es, wenn wir zu dritt am Tisch sitzen. Sie kommt aus ihrem

Zimmer, gut frisiert und gut gekleidet, angetan mit dem einen oder anderen Schmuckstück. Das Mittagessen ist so eine Art Anker im Fluss der Tageszeit. Es bedarf der Vorbereitung. Sie muss sich dem servierenden Personal zeigen, die Speisen auf Aussehen und Geschmack prüfen und mit Dad darüber Kommentare tauschen. Manchmal scheint mir, es sind die einzigen Themen, über die sie und Dad noch reden können. Eine gute Stunde dauert das Zeremoniell. Mehr Zeit hat Dad nicht. Sein Tag ist genau eingeteilt. Klar, bei dem Pensum, das er zu schaffen hat.

Punkt halb eins kommt Dad zur Tür herein, Mama und ich sitzen schon am Tisch, und zwei Minuten später wird die Suppe aufgetragen. Dad erzählt ein bisschen vom vergangenen Vormittag, die Mama hört zu, nickt mit dem Kopf, sagt ja oder nein. Früher haben die Dörfler sich über Mama die Mäuler zerissen. Eine Auswärtige. Eine Einheimische war ihm nicht gut genug. Mama hat sich immer abseits gehalten, auch als wir noch im alten Haus wohnten und nur ein paar Zimmer vermietet und sie die ganze Arbeit selber schaffte. Das ist schon lange her, ich war damals noch ein kleines Kind, vielleicht vier, fünf Jahre alt. Als ich anfing zur Schule zu gehen, hatte Dad das Haus hier schon errichtet, einzig unsere Privaträume mussten noch ausgebaut werden.

Seit ihre Krankheit einen Namen hat, ist der Klatsch um Mama leiser geworden. Die Frau vom Kramer ist nervenkrank. Das ist praktisch. Eine Schublade. Eine Erklärung. Die Leute freuen sich. So reich. Aber krank. Geld allein macht nicht glücklich. Jeder hat seinen Binkel zu tragen. Der Kramer hat es geschafft, aus den paar ärmlichen Äckern und der windschiefen Hütte, die ihm sein Vater hinterlassen hat, das beste Hotel im Dorf zu erwirtschaften, aber dafür ist seine Frau nervenkrank. Ausgleichende Gerechtigkeit. Damit die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Dads Andeutungen – zum Scherz beunruhigt er mich nicht. Ich könnte ihn ja einfach direkt fragen. Wollte es auch schon tun, bereits vorige Woche, als er die erste diesbezügliche Bemerkung fallen ließ. Auch heute wartet er wieder, bis Erich die Suppenteller abserviert und die Tür hinter sich geschlossen hat. Dann ein kurzer Blick auf Mama. Sie sitzt ruhig auf ihrem Sessel, beide Hände locker auf der weiß schimmernden Damastdecke, die Augen zum Fenster gerichtet. Draußen dieser graue diesige Himmel, tropfender Schnee.

Man verstärkt neuerlich die Kontrollen an den Grenzen. Seine Stimme

klingt gleichmütig, aber mich kann er nicht täuschen.

Mama schaut auf. Aber wir sind doch jetzt in der EU. Da haben sie sogar die Zöllner abgeschafft!

Mama sieht sich tagtäglich die Nachrichten im Fernsehen an. Sie will auf dem Laufenden sein, um ein wenig mitreden zu können beim Mittagstisch. Oder wenn wir, sie und ich, uns am Abend sehen. Wenn es sich machen lässt, verbringe ich einmal, zweimal in der Woche den Abend bei ihr. Dad hat abends weniger Zeit als mittags. Am Abend ist das Hauptgeschäft im Restaurant.

Man verstärkt die Kontrollen an den Grenzen zwischen Österreich und Deutschland, zwischen Deutschland und Holland und auch zwischen Österreich und der Schweiz.

Dads Stimme klingt kratzig.

Mama schüttelt den Kopf. Aber warum denn? Wenn wir doch in der EU sind.

Die Schweiz ist nicht in der EU, Mama.

Sie wirft mir einen sonderbaren Blick zu. Weiß ich doch, Kind. Und übrigens, sie werden schon ihre Gründe haben für die Grenzkontrollen. Es kommen doch so viele Ausländer ins Land. Unerlaubterweise, nicht wahr, Robert?

Es ist vielleicht weniger der Ausländer, als vielmehr der Einfuhr unerlaubter Güter wegen, sagt Dad und verstummt, denn Erich macht, das Tablett in einer Hand balancierend, die Tür auf. Er reicht Mama die silberne Platte hin, und sie nimmt sich ein winziges Stück Braten und drei Löffel Reis. Auch als er schon längst das Zimmer verlassen hat, um den Nachtschiff zu bringen, kommt Dad nicht mehr auf das Gespräch zurück. Niemand verliert mehr ein Wort zu diesem Thema. Die duftenden, hauchzarten Crêpes Georgettes, die Erich in gemessener Eile serviert, entlocken Dad ein Lob für unseren Chefkoch. Aber gleich nach dem Kaffee steht er auf, wirft die Serviette auf den Tisch und entschuldigt sich. Er muss fort.

Habe knapp hinter ihm den Salon verlassen.

Dad! Dad!

Er hat sich umgedreht. Er ist ein großer, schwerer Mann mit rotem Gesicht und schütterem Haar und mit seinen Gedanken wohl schon wieder ganz woanders.

Zumindest viermal die Woche sitzen wir uns am Mittagstisch gegenüber, aber erst in diesem Moment ist mir aufgefallen, wie schmal sein Mund geworden ist.

Mit einer kurzen, hastigen Bewegung schiebt er den Ärmel des Anzugs zurück, um einen Blick auf die Uhr zu werfen.

Was gibt's, Susette?

Ich senke die Augen. Nichts Besonderes Dad. Wollte dir nur sagen, der Wagen, ich glaube, ich muss ihn zum Service geben. Der Motor stirbt manchmal ab, und dann lässt er sich nur mehr schwer starten.

Er nickt. Ja, natürlich. Lass die Rechnung auf das Hotel ausstellen, okay?

Okay, sage ich, und er dreht sich um und steigt die Treppe hinunter, während ich in meinem Zimmer verschwinde. Wieder habe ich die Frage unausgesprochen gelassen.

Dad, ahnst du, wie's um deine Tochter steht? Hast du deshalb von den verstärkten Kontrollen an den Grenzen gesprochen? Wolltest du mich warnen? Oder siehst du nur das junge Mädchen in mir, das seine Mahlzeiten treulich zu Hause bei den Eltern einnimmt, das gekonnt die teuren, von dir gekauften Klamotten trägt, sich auf der Uni brav auf ihr verantwortungsvolles Erbe vorbereitet und dir und dem Dorf tagtäglich vor Augen führt, wie weit du es gebracht hast?

Mit Mama zu reden hat wirklich keinen Sinn. Es wäre geradezu unverantwortlich, sie in meine Schwierigkeiten hineinzuziehen. Sie kann keine Belastungen ertragen. Viele Jahre sind seit ihrem Selbstmordversuch vergangen, der, das ist mir erst später klar geworden, eigentlich nur der Tiefpunkt einer langen Zeit des exzessiven Konsums von Schlaftabletten und Alkohol war. Ihr Magen und ihr Organismus rebellierte, doch die Rettung kam rechtzeitig. Man brachte sie in ein Sanatorium, weit weg von diesem Tal, das spezialisiert war auf derartige Fälle. Nach einem Vierteljahr wurde sie entlassen. Sie galt als geheilt. Aber sie muss geschont werden. Dad schont sie, hält die Ehe aufrecht, zumindest dem Schein nach, umgibt sie mit allem, was sie braucht, und an dem auch er seine Freude hat, mit behaglichem Mobilar, schönen Teppichen, eleganten Kleidern, und er sorgt für vorzügliche, korrekt servierte Mahlzeiten. Ich habe manchmal den Eindruck, Mama weiß über alles Bescheid, über Dad und seine Verhältnisse, auch über mich. Ich glaube, dass sie immerzu daran denkt, aber sie spricht ihre Gedanken nicht aus. Sie ist eine Frau, die es schon lange aufgegeben hat, ihre Gedanken auszusprechen.

Die Leute sagen, Mama hätte sich in die Krankheit geflüchtet. Da wäre viel Einbildung dabei. Einbildung. Hysterie. Als ob nicht jeder sich seine Welt aus

Einbildungen zusammenstückeln würde, aus Trugbildern, aus Wunschträumen. Jeder flüchtet auf seine Art.

Als ich mich am späten Nachmittag von Mama verabschieden will, um Franz mit seiner Schwester nach Innsbruck zur Bahn zu bringen, schläft sie so tief, dass ich sie nicht aufwecken mag. So bleibt es bei ein paar Zeilen auf der Rückseite einer Kunstkarte –Blumenstrauß 1956 von Desnoyer – und dem schriftlichen Versprechen, sie abends noch kurz anzurufen. Gehe leise hinaus und registriere, durchaus nicht verwundert, ein Gefühl der Erleichterung, als die Tür hinter mir ins Schloss fällt.

Die Nacht vor dem Fenster ist ganz schwarz geworden, ein schwarzes Rechteck von Winterregen. Franz in Amsterdam. Ich fürchte mich nicht, allein in diesem Zimmer, allein in der Stadt. Ich werde den Regenschirm nehmen und einen kurzen Gang in die Altstadt machen. Ausnahmsweise. Unter den Lauben findet sich immer die Möglichkeit, ein wenig Stoff aufzutreiben. Ausnahmsweise nehme ich diese Möglichkeit in Anspruch. Und in drei Tagen, wenn Franz zurückkommt, wenn ich ihn abhole, ihn und seine kleine Schwester, und nach Hause fahre, werde ich cool sein und ruhig, und er wird nichts merken.

Elena musste einen Augenblick stehen bleiben. Der Platz lag, von der Morgensonne beschienen, im strahlenden Licht. Gelb lackierte Straßenbahnen und Busse überquerten die riesige Fläche. Dazwischen schoben und drängten sich ankommende und abreisende Passagiere. Viele schleppten Rucksäcke. Einige hatten Skier geschultert und waren braun gebrannt. Heimkehrende Urlauber. Stolz trugen sie ihre Ski an den knospenden Tulpenbeeten und ihren blassen Landsleuten vorbei.

Elena fühlte sich verwirrt. So viele Menschen. So viel Lärm. Dazu kam, dass sie in der Nacht vor Aufregung kaum geschlafen hatte. Es war auch recht stickig gewesen in ihrem Abteil, und ein Fenster zu öffnen hatte eine der Mitreisenden nicht erlaubt. Sie hatte behauptet, von der Zugluft Kopfweh zu bekommen. Also war das Fenster geschlossen geblieben. Elena war still auf ihrem Sitz gesessen, hatte den fremden Atemzügen gelauscht und im Wachen von der Stadt geträumt, der sie entgegenfuhr: Amsterdam. Venedig des Nordens. Stadt des Meeres. Alle Klischees waren ihr eingefallen, und sie hatte sie in Gedanken wiederholt wie die Litaneien, die sie als Kind in der Kirche gebetet hatte. In der Früh, kaum dass es ein wenig hell geworden war, hatte sie sich zum Gangfenster gestellt und begierig die vorbeigleitende Landschaft betrachtet. Das also war Holland. Die Niederlande. So schaute das Land aus, das der Krothenbacher ihnen so eindringlich geschildert hatte: Ebene, wohin das Auge schweift, und ein Himmel wie eine Käseglocke. „So einen Himmel, wie es ihn dort gibt, könnt ihr in euren Bergen nie sehen“, hatte er gemeint. Er stammte aus Niederösterreich und war nur seiner Frau zuliebe nach Tirol gezogen. Nun lehrte er Geschichte und Erdkunde, und immer, wenn er von Ländern berichtete, die keine Berge kannten, aber die unermessliche Himmelsweite, kam er ins Schwärmen. Auch ihr hatte der morgendlich blass niederländische Himmel über den grünen und braunen Wiesen gefallen. Hier, auf diesem geschäftigen Platz vor dem Bahnhof, hatte er, so schien es Elena, seinen Zauber verloren, eine Decke aus Dunst und Nebel zwischen sich und die Stadt geworfen und hielt sich dahinter versteckt.

Sie stieß den Bruder an. „Du kennst dich wirklich aus in dieser Riesenstadt? Du findest den Weg zu deinen Freunden?“

Franz lachte auf. „Selbstverständlich! Es ist ganz einfach, sich in Amsterdam zurechtzufinden. Man muss sich nur die Lage der wichtigsten

Grachten und die einiger Hauptstraßen merken.“

Schon in der Halle hatte er Tageskarten für die Straßenbahn gekauft. Nun strebte er einer Haltestelle zu. „Wir steigen hier ein. Merk dir die Nummer. Vierundzwanzig. Somit kannst du schon allein von unserem Quartier zum Bahnhof fahren.“

„Können wir nicht zusammenbleiben?“, fragte Elena erschrocken. „Die Gegend hier ist so – so unübersichtlich.“

„Aber ja, wir werden zusammenbleiben!“, sagte Franz ein bisschen gönnerhaft. Er gefiel sich wohl in der Rolle des Beschützers. „Allerdings, ein oder zweimal werde ich auch allein ausgehen. Ich treffe mich mit Freunden, aber das wird spät am Abend sein, da schläft mein Schwesterchen schon.“

Die Straßenbahn setzte sich in Bewegung. Elena hatte sich einen Fensterplatz gesichert. Es gab viel Betrieb auf der Straße. Die Menschen, die ihren Zielen entgegengieingen, sahen sehr beschäftigt aus. Ein alter Mann hatte auf der massiven Lenkstange seines Fahrrads einen geflochtenen Weidenkorb befestigt, aus dem Schnauze, Ohren und Vorderpfoten eines kleinen kaffeebraunen Hundes ragten. Ein Kind stolperte, fiel hin, und eine Frau beugte sich nieder und hob es auf ihre Schultern. Ein roter Hebekran reckte seinen riesigen Arm über die Dächer. Ab und zu gewährte eine Lücke in den Häuserzeilen den Blick auf eine der vielen Grachten. Brücken mit schön verzierten Geländern verbanden die Ufer. Die Bäume waren noch kahl, und ihr graues Geäst warf zarte Schatten auf die Fassaden der Häuser. Aber es war keine Spur von Schnee zu sehen, und Elena, die gestern noch über vereiste Wege, gesäumt von Schneewällen, gestolpert war, vermeinte schon den Frühling zu spüren. Wenn die Straßenbahn hielt und die Türen sich öffneten, drangen die Geräusche der Stadt herein, Autolärm, das Geklingel der Fahrräder, Musik aus Videotheken oder Bars. „Amsterdam, Amsterdam“, summte Elena leise dazu. Sie fühlte sich sehr glücklich. Es war schön, zu reisen. Es war schön, Amsterdam zu sehen. Es war schön, einen Bruder zu haben mit einer Freundin, die einem ein Ticket schenkte. Liebe Susette. Elena sandte einen Gruß voll Dankbarkeit und plötzlicher Zuneigung quer über den Kontinent nach Süden.

„Wenn ich daran denke, wie kalt es bei uns an diesem Morgen wieder sein wird!“, sagte sie zu Franz. „Dabei liegt Amsterdam viel nördlicher.“

„Muss nicht sein“, meinte Franz, „der Wetterbericht hat einen Wärmeeinbruch prophezeit. Und wenn tatsächlich der Föhn kommt, dann taut unser vereistes Tal schneller auf, als die Hotelbesitzer schauen können.“

Elena wandte sich wieder dem Fenster zu. Franz redete immer so – so ungehörig. So ohne Verantwortungsgefühl. Natürlich war er nicht verantwortlich für das Wetter. Aber sie hatte manchmal den Verdacht, er freue sich, wenn das Wetter die unmöglichsten Kapriolen schlug, und die Leute im Tal zitterten und zu jammern oder zu beten angingen, um Schnee, um Sonne, je nachdem, wie es die Saison eben verlangte. Das war nicht nett von ihm, schließlich bangten ja die eigenen Eltern auch. Sie passierten eine Brücke, die einen breiten Kanal überspannte, und bogen dann nach rechts ab. Noch eine Weile fuhren sie dahin, dann stupste Franz sie an. Sie mussten aussteigen.

Die Wohnung der Freunde lag an einer winzigen Gracht, außerhalb des eigentlichen Stadtzentrums.

„Altes Gemäuer, neunzehntes Jahrhundert“, sagte Franz. „Sieh es dir an, es war einmal eine Fabrik. Roter Backstein und über dem Portal ein steinerner Löwenkopf. Gefällt mir immer wieder. Das Gebäude wurde in ein Mietshaus verwandelt.“

Elena staunte: „Aus einer Fabrik kann man Wohnungen machen?“

„Das ist nur vernünftig. Wenn ein Gebäude für seinen ursprünglichen Zweck nicht mehr gebraucht wird, baut man es um. Wohnungen werden immer gebraucht. Da könnten sich unsere Leute etwas anschauen. Statt pausenlos darüber zu jammern, dass die Hotels leer stehen, könnte man einige davon in Wohnhäuser verwandeln. Zehn Familien in einem großen Haus, das sowieso schon steht, ersparen zehn Einfamilienhäuser auf der freien grünen Wiese.“

Elena schwieg. Gut, dass die Eltern ihn nicht hören konnten. Franz hatte immer so subversive Gedanken.

Die Haustür war unversperrt, sie stiegen die engen Treppen hoch, bis in den vierten Stock. Ein junger Mann in einem knallgelben Pyjama öffnete. Er wirkte blass und schwächig und ein wenig verwirrt. Fragend schaute er sie an. Er schien Franz nicht zu kennen.

„Salut!“, grüßte er, wandte sich um und rief einige Worte, die sie nicht verstand. Gleich darauf tauchte eine junge Frau auf, die ein Kind am Arm

hielt. Auch sie beide waren in den Farben der Amsterdamer Straßenbahn, knallgelb, gekleidet. Elena beschloss, sich über nichts mehr zu wundern.

„Oh, Franz! Schön, dich zu sehen. Kommt herein! Matthieu ist gerade fürs Frühstück einkaufen gegangen. Eigentlich sollte er schon zurück sein. Wir dachten, er hätte geläutet. Erstaunt mich, dass ihr ihm nicht begegnet seid auf der Treppe.“ Sie sprudelte wie ein Wasserfall, und das auf Deutsch. Elena atmete auf. Wenigstens mit ihr würde sie sich verständigen können.

„Janny, das ist Elena, meine Schwester“, sagte Franz.

„Willkommen, Elena!“ Janny streifte ihre Wange mit den Lippen, Elena roch für einen Augenblick den süßen Duft von Haarshampoo und Hautcreme. Sie fühlte sich verwirrt, aber nicht direkt eingeschüchtert. Janny hatte ein rundes Gesicht, frische Wangen und freundliche Augen.

In einer Ecke der Küche stand ein großer viereckiger Tisch, um den sechs Stühle und ein hoher Kinderhocker gruppiert waren. Durch das Fenster fiel, von keinem Vorhang behindert, Sonne herein und ließ die hübschen, dunkelgrünen Kaffeetassen funkeln. In der anderen Ecke stand eine altmodische Nähmaschine mit gusseisernem Rahmen, einem großen und einem kleineren Rad und einem Fußpedal. Der Platz rundum quoll über von zugeschnittenem, grellgelbem Stoff. „Das war eine Aktion in dem Großhandelsgeschäft, in dem Matthieu arbeitet“, erklärte Janny, als sie Elenas erstaunten Blick bemerkte. „Etwas stark im Ton, aber beste Qualität.“

Am Herd brodelte Wasser in einer Kasserolle mit einem halben Dutzend Eiern. Die Kaffeemaschine fasste sicher drei Liter. Entweder war sie in eine Fremdenpension wie zu Hause geraten oder in eine Großfamilie.

„Ihr könnt gleich mit uns frühstücken“, sagte Janny. Sie übergab das Kind an Franz und stellte einen riesigen Krug Milch in die Mitte des Tisches. „Hallo Rick“, sagte Franz, „Alles okay im hohen Norden?“

Rick schaute Franz prüfend an. Dann schien er sich zu erinnern. Ein breites Lächeln erschien auf seinem Gesicht. „Hopp! Hopp!“, verlangte er. Franz warf ihn in die Luft, fing ihn auf, warf ihn wieder hoch. Das Kind schrie vor Vergnügen. „Rick hat mich wiedererkannt!“, sagte Franz und platzte fast vor Stolz. „Er hat mich tatsächlich wiedererkannt.“

Die Frau lächelte. „Rick ist sehr gescheit für sein Alter. Wir staunen immer wieder, was er sich alles merkt und wie viele Worte er schon sprechen kann.“

Dann kam Matthieu zur Küchentür herein. Er trug einen Jogginganzug und Turnschuhe und an beiden Händen prall gefüllte Beutel. „Ah, die Österreicher!“, sagte er, als er Franz und Elena erblickte. „Und deine neue Freundin reist nicht im Folklorelook?“

Elena schaute Franz an, der einen roten Kopf bekommen hatte. „Elena ist meine Schwester“, sagte er. „Meine Freundin ist immer noch Susette. Sie war verhindert, leider. Deshalb ist Elena mitgekommen. Sie träumt schon seit Jahren davon, Amsterdam kennen zu lernen, nicht wahr Elena?“

„Folklorelook? Was heißt das? Hat Susette denn überhaupt eine Tracht?“, fragte Elena, ohne auf die neueste Behauptung ihres Bruders einzugehen.

Janny lachte. „Wir haben uns immer so amüsiert! Susette liebte es, sich für ihre Besuche in Amsterdam als echte Tirolerin zu verkleiden. Im Sommer kam sie meist in einem Dirndlkleid angereist, ganz stilecht mit Schürze und geschnürtem Mieder. Im Herbst und im Winter kleidete sie sich in Loden. Einmal kam sie sogar mit einem Hut, der mit einem echten Gamsbart geschmückt war! Ein Gamsbart in Amsterdam!“

Elena schaute Franz an. „Komisch. Ich habe Susette noch nie in einer Tracht gesehen.“

„Dirndl und Loden, das ist nur für Amsterdam. Weil da – na ja, da ist so etwas irgendwie exotisch. Daheim, wo die honorigsten Leute so gewandert gehen, zieht Susette diese Sachen selbstverständlich nicht an.“

„Hast du Susette überredet, sich für Amsterdam als Äplerin zu verkleiden?“, fragte Elena. Sie konnte sich noch immer nicht fassen.

„Ach wo! Ich bestimmt nicht. Susette hat eben ihre Eigenheiten. Da lässt sie sich nicht beeinflussen. Außerdem hat sie die Sachen nur auf der Reise getragen. Hier hat sie die ganz gewöhnlichen Sachen angezogen, Jeans und Pullis und so.“

„Zu Hause trägt sie diese Tracht wirklich nie?“, fragte Janny ganz erstaunt. „Das finde ich aber schade. Mir gefallen die Dinger. Allerdings – Susette schaute schon recht brav darin aus, finde ich.“

Franz nickte. „Sehr brav!“

„Aber sehr hübsch. Ich hätte große Lust, so ein Kostüm selbst zu nähen. Wenn ich ein Schnittmuster bekommen könnte –“

„Aber das kann ich dir besorgen“, meinte Elena. „Von meiner Hand-

arbeitslehrerin. Das ist kein Problem. Ich leihe mir ein paar Schnitte aus, fotokopiere sie und schicke sie dir zu.“

Janny lachte. „Wunderbar! Aber verrate Susette nichts. Ich möchte sie überraschen. Wenn sie das nächste Mal kommt, hole ich sie in einer Tiroler Tracht vom Bahnhof ab!“

„Vielleicht kommt Susette nächstes Mal gar nicht mehr in der Tracht“, meinte Franz.

Als alle zusammen beim Frühstück saßen, waren sie mit Rick acht Personen. Franz hatte Elena erzählt, dass die meisten von ihnen bereits im Hotel „Zur Sonne“ oder in der kleinen Stadtwohnung von Susette gewohnt hatten. Gratis natürlich. Das war eine gute Einrichtung, man konnte sich gegenseitig besuchen, man lebte bei Freunden, ganz ungezwungen, und hielt die Kosten dazu noch gering. Matthieu arbeitete in einem großen Bankhaus, Janny war gerade in Karenz, Kristien und Marjan, zwei Schwestern, studierten, ebenso wie Wibkje, der noch immer den knallgelben Pyjama trug und trotz seines schwächlichen Aussehens und seiner eingefallenen Wangen einen gesegneten Appetit besaß. Alle drei jobten nebenbei, hatten nicht viel Geld und waren froh, in dieser großen Wohngemeinschaft untergekommen zu sein. Und auch für Janny war die Sache in Ordnung. Noch kochte sie für alle, aber wenn sie, wie vor Ricks Geburt, ihre Arbeit im Schneidersalon wieder aufnahm, würden sie abwechselnd das Kind betreuen.

Nach dem Frühstück holte Janny, die augenscheinlich die Autoritätsperson des Hauses war, ein paar Leintücher, Decken und Kissen und wies Elena und Franz ihre künftigen Schlafplätze für den Abend zu. Sie befanden sich in einem großen Zimmer, das als eine Art Salon oder Gemeinschaftsraum fungierte. In einer Ecke, abgegrenzt durch einen dreiteiligen Wandschirm, dessen Bespannung japanische Landschaften schmückten, lagen die zwei stoffbespannten Matratzen aus Schaumgummi. Hier konnten sie auch schon das Gepäck deponieren und sich häuslich einrichten.

„Wollt ihr euch jetzt schon ein bisschen ausruhen? Ihr seid sicherlich müde von der nächtlichen Reise?“, schlug Janny vor. Elena war viel zu aufgeregt, um müde zu sein. Neugierig schaute sie sich um. Der Saal war mit dunklen schweren Möbeln, samtene Vorhänge über Stores aus gepunktetem zartem Musselin ausgestattet. Auf den Kommoden lagen Spitzendeckchen und

darauf standen Porzellanfiguren, ein junger Elefant, eine griechische Göttin, ein sitzender Bodhisattwa, zwei Widder, deren Gehörn ineinander verfangen war, und ein gutes Dutzend rotwangiger Püppchen.

„Die Figuren gehören Wibkje, er sammelt sie mit Leidenschaft“, sagte Franz, und Janny stieß einen kleinen Seufzer aus. „Langsam wird das ein Problem“, sagte sie. „Rick will immer damit spielen, und sie sind zerbrechlich. Wibkje ist sehr geduldig mit Rick, er liebt ihn, aber noch mehr liebt er sein Porzellan. Auch wenn es nicht alt, sondern nur den Originalen nachgebildet ist, hat es doch seinen Wert. Er überlegt schon, die Figuren in eine Kiste zu packen, bis Rick verständig genug ist, sich mit bloßem Anschauen zu begnügen.“

Ein ovaler Tisch, um den sich Sessel gruppierten und ein Fernseher in futuristischem Design auf einem glänzenden Metallfuß vervollständigten die Einrichtung. Elenas Gefallen an dieser neuen Welt war absolut. Sie bewunderte die Wohnung und ihre Ausstattung. Sie bewunderte aber auch die Art, wie die fünf Erwachsenen miteinander und mit dem Kind umgingen, wie Janny Rick betreute und gewähren ließ, und wie Janny sie und den Bruder in das Geschehen und die Arbeit einband.

Nach dem Frühstück wurde die Küche in Ordnung gebracht, und dann sollte sie mit Franz zur Stadtbesichtigung. Franz wollte unbedingt in das Van Gogh Museum, weil er niemals aus Amsterdam fort konnte, ohne das Gelbe Haus und den Sämann gesehen zu haben. Und außerdem sollte seine Schwester, so erklärte er Janny, endlich einmal sehen, was wirkliche Kunst war.

Janny wischte die grüne Porzellantasse trocken, die Franz eben auf das Abtropfbrett gestellt hatte. Sie runzelte die Stirn. „Van Gogh, schön und gut“, sagte sie. „Aber wenn Elena sich für die Malerei interessiert, dann solltet ihr zuallererst das Rijksmuseum besuchen. Dort bekommt sie den Überblick.“

„Das nächste Mal“, sagte Franz.

Für Elena war alles neu und die ganze Stadt voller Überraschungen, so dass es ihr gleich war, welche Attraktionen Franz aus der Fülle des Angebotes auswählte. „Mir ist alles recht“, erklärte sie, bereit, sich vorbehaltlos ins volle Leben zu stürzen.

Susette

Schnee und Kälte, und das Ende Februar. Wir haben einen guten Winter. Einen guten Winter für den Fremdenverkehr. Einen schönen Winter für die Gäste. Das ist das Wichtigste für das Tal. Die Alten freuen sich: Ein Winter wie früher, als wir jung waren. Meterhohe Schneemauern, Temperaturen zwischen fünfzehn und zwanzig Grad minus, reifstarrendes Geäst, die Ache zugefroren. Nur zwischenzeitlich einmal ein kurzer Frühlingseinbruch. Ein Föhnsturm, drei Tage, und Bäume und Sträucher haben ihre weißen Panzer abgeworfen. An den Südhängen rinnen die Pisten in braunen Bächen davon. Lawinen jagen ins Tal, reißen einen alten Stadel mit. Um den ist nicht schade. Aber da und dort muss ein Lift eingestellt werden. Die Ache schwillt plötzlich an, droht über die Ufer zu treten. Der Wind wütet weiter. Er reißt die Autotür, kaum hat man sie eine Handbreit geöffnet, weit auf, zerrt an den Kleidern und an den Nerven vieler Leute.

Ein großes Klagen hebt an im Land. Nun ist sich das ganze Tal einig. Die Katastrophe ist ausgebrochen. Die Gäste schauen besorgt zum Himmel, zerren schon die Koffer hervor. Warum viel Geld ausgeben, wenn man nicht Ski fahren kann? Tirol ohne Schnee ist nicht auszuhalten.

Aber dann, am vierten Tag, die Erlösung. Der Föhn bricht, wie im Wetterbericht schon vorgestern angekündigt, zusammen. Neuer Schnee fällt vom Himmel. Spärlich vorerst, aber die Temperaturen sinken, sodass die Schneekanonen in Betrieb genommen werden können. Alles atmet auf. Das Leben kann weitergehen.

Das Leben geht weiter. Auch für mich, ob es nun Winter ist oder Sommer. Ein paar Tage, da alles gut zu sein scheint; bin mir sicher, Fuß gefasst zu haben. Dann, wie aus heiterem Himmel, das Gefühl entsetzlicher Öde, entsetzlicher Sinnlosigkeit. Wozu leben? Der Flash. Absturz. Nein, nicht Absturz, Höhenflug, Leben. Leben. Franz tobt. Reiß dich zusammen. Du hast es doch so gut. Denk an die Kinder im Fernsehen, um die du geweint hast. Wie gut geht es dir dagegen. Du solltest deinem Schicksal dankbar sein.

Da brauch ich gar keine Bilder der Kinder aus Katastrophenländern, um zu wissen, dass ich eine Privilegierte bin. Dass es vielen Leuten dreckig geht. Da genügt ein Blick in unsere Hotelküche. Lisa, fünfzehnjährig, ein halbes Kind, arbeitet von sechs Uhr früh bis abends um zehn mit Ausnahme der Zimmer-

stunden von zwei bis halb fünf. Einmal in der Woche hat sie einen Tag frei, da liegt sie bis zum Mittag im Bett, um ihre Füße auszurasen, und am Nachmittag macht sie einen kurzen Spaziergang. Das ist ihr ganzes Vergnügen. Natürlich ist es gegen die Regeln, die wir auf der Uni lernen, gegen Kollektivvertrag und Gesetz. Doch hier gilt der Spruch: Wo kein Kläger, da kein Richter. Über das Personal lässt Dad nicht mit sich reden. Das ist in der Hochsaison so, das geht nicht anders, wo kämen wir da hin, wir würden es uns auch mit den anderen Hoteliers im Dorf verderben, das ist so üblich, anders geht das nicht, die Saisonkräfte können dafür in der Zwischensaison stempeln gehen und faulzen, und kriegen noch Arbeitslose. Außerdem lebt das Personal gratis hier, isst gratis hier, der gesamte Lohn kann gespart werden, das muss genügen. Jeder, der ins Gastgewerbe geht, weiß, was ihm blüht.

Franz und seine Familie nützen sich nur selbst aus. Die haben kein Personal. Da kann er leicht reden.

Steck doch der Hamida oder der Lisa ab und zu einen Hunderter zu. Was glaubst, wie die sich freuen. Und dann freust du dich auch.

Aber ich mag mich nicht als Almosenspenderin aufspielen. So ein Blödsinn. Damit ändert man nichts.

Versuche, dich an deinem Leben zu erfreuen. Denk daran, wie andere Menschen ganz unschuldig leiden müssen.

Bilder auf Hochglanzpapier in diesen hoch angesehenen politischen Wochenmagazinen: Menschen auf der Flucht, schreiende Babys, weinende Kinder neben ihrer sterbenden Mutter, da möchte man alles abtun, da möchte man nicht nur diese Blätter, schwer von verlebten Tagen, von Träumen und Wehgeschrei, in die Ache schmeißen, sondern gleich sich selbst.

Das Leid der anderen, der Unschuldigen, kann doch niemanden in seinem Leid trösten.

Franz lässt sich nicht beirren. Dann versuche zu helfen, verdammt! Du könntest anderen helfen, statt dich selbst zu ruinieren. Du könntest Geld spenden. Du könntest deinen Pelzmantel, der sowieso immer ein bisschen zu teuer, zu exklusiv wirkt, opfern. Du könntest auf den Stoff verzichten und das Geld den Not Leidenden geben.

Dieses altmodische Opferbringen. Im Religionsunterricht hat man uns das beigebracht, ich erinnere mich gut. Der liebe Gott schaut dir zu, der liebe Gott sieht

alles, der liebe Gott verlangt Opfer. Vielleicht wäre es leichter, wenn man sich den Kinderglauben erhalten könnte? Da hätte alles seinen Sinn. Oder doch nicht.

Manche Tage überstehe ich ganz einfach nicht, nicht ohne Trip. Sitze in einem dieser Seminarräume und fühle mich grenzenlos müde. Alles macht mich müde. Die kahlen Wände, die zu einem großen Viereck gestellten Tische, die Studenten, der Professor. Ich fühle mich schlecht, und in einer Pause verschwinde ich. Eine Kollegin bitte ich, mich zu entschuldigen. Zu Hause sperre ich ab, lasse den Schlüssel stecken, bin ganz allein, allein, allein. Nein, nicht allein. Die Spritze ist da, das Zeug, ich setze ab, hebe ab. Alles ist gut. Wenn ich Franz wieder treffe, ein, zwei Tage später, versuche ich, alles abzustreiten. Und es gibt ja auch tatsächlich Zeiten, da bin ich ganz normal, da fühl ich mich gut, da halte ich es aus, da geh ich auf die Uni und sitze tagelang in den Blockveranstaltungen, höre mir die Vorträge an über Unternehmensführung und Marketing und Ökologie. Ja, auch über Ökologie, der moderne Tourismus weiß, was er sich und der Öffentlichkeit schuldig ist. Am Abend treffe ich mich mit Franz oder wir telefonieren zumindest. Er ist zufrieden. Und ich bin es auch, zumindest für den Augenblick. Und denke, hoffe, weiß, solange ich es schaffe, tagelang clean zu sein, hab ich alles im Griff.

Franz den letzten Tag in Amsterdam. Wenn ich die Augen schliesse, das Gesicht in die Hände lege, kann ich den altmodischen Salon sehen, die verstaubten dunklen Möbel, die verschlissenen Bezüge des Sofas. Hinter dem Paravant die kümmerlichen Matratzen, die Janny für ihre Gäste reserviert hat. Franz und ich, unbequem auf dem provisorischen, ziemlich harten Lager ausgestreckt, tauschen kleine Zärtlichkeiten. Wir können uns nicht richtig lieben, denn Rick hat, kurz vor Mitternacht, gerade als seine Eltern zu Bett gehen wollten, beschlossen, seinen Schlaf zumindest für eine Zeitlang zu unterbrechen. Er tobt in der Wohnung herum, gleich wird er die Vase vom Esstisch zu Boden schmettern oder auf unseren Körpern herumturnen. Janny, so realistisch, so cool sie ihr Leben anpackt, als Mutter verliert sie jeglichen Verstand, lässt ihrem kleinen Monster alle Launen durchgehen und sich widerstandslos in eine willfährige Sklavin verwandeln. Und trotzdem, wie schön sind diese Tage zwischen den geblühten Tapeten und den vergilbten Vorhängen aus Klöppelspitzen, und die Gespräche unter dem voluminösen Lampenschirm. Meist sitzen wir zu acht oder zu zehnt da, diskutieren heftig und emotionell, denn die Leute dieser sonderbaren Wohngemeinschaft

haben die unterschiedlichsten Auffassungen. Franz geht in die Markthalle und kommt mit einer Ente, ein voluminöses Tier, schon ausgenommen und hergerichtet, und ein paar Flaschen Chianti zurück. Matthieu und er verbringen zwei oder drei Stunden in der Küche, füllen die Ente mit Äpfeln, braten sie, wobei es gilt, höllisch aufzupassen. Jannys Herd ist uralte und hat seine Tücken. Der erste Braten, den Franz dort zubereitete, verkohlte und schmerzt als kaum verheilte Narbe noch immer sein Selbstverständnis als Koch. Der Tag neigt sich dem Abend zu und alle sitzen um den riesigen Tisch und essen und trinken. Rick wehrt sich so lange er kann, aber schließlich fallen ihm in den Armen von Matthieu doch die Augen zu. Dies ist die schonendste Einschlafmethode für alle Beteiligten.

Vielleicht hätte ich mich nicht einschüchtern lassen dürfen. Vielleicht hätte ich einfach selbst fahren sollen, in diese Stadt, die mir so vertraut ist, die ich so gut kenne, die ich liebe, und deren Atmosphäre mir gut tut. Im Vondelpark beginnen um diese Zeit die ersten Tulpen zu knospen, rote und gelb gestreifte am Eingang und strahlend weiße rund um das Denkmal. Und jedes Mal wieder der Begijnhof und der Jordaan und der Singel, und sei es nur für eine kurze Stunde. Meist besuchen wir diese Stätten gemeinsam, Franz und ich, aber wenn er keine Lust hat, gehe ich allein, und wir verabreden uns für später in einer Bar.

Wie eine Muslimin ihren Blick gegen Mekka wendet, so drehe ich meinen Sessel um sechzig Grad, das Gesicht nach Norden, und umfange Franz in heißer Umarmung. Am besten verstehen wir uns, wenn wir Abstand halten. Okay, okay, ich weiß, dass ich mir selbst widerspreche. Das hält mir Franz ja immer vor. Du widersprichst dir selbst, im gleichen Atemzug widersprichst du dir. Einmal behauptest du das und das andere Mal genau das Gegenteil. Aber das ist doch logisch, nur er versteht es nicht. Man fühlt eben nicht immer gleich. Und man denkt nicht immer gleich.

Morgen um diese Zeit wird Franz schon zurück sein mit seiner Schwester. Wie aufgeregt sie war. Zum Glück ist sie so leichtgläubig, so naiv, dass sie sich alles erzählen lässt und alles glaubt, was der große Bruder ihr weiszumachen versucht. Nun ja, für sie ist diese Reise eine nette Abwechslung, sie wird mir ewig dankbar sein dafür. Wie ich Franz gesagt habe: Wir profitieren alle drei davon, ich bekomme den Stoff, du kannst dich wieder einmal an der Farbenhysterie deines Lieblingsmalers laben, und Elena erlebt ihre erste große Reise.

Sie besuchten das Van Gogh Museum und fuhren anschließend mit einer dieser gelben Straßenbahnen quer durch die Stadt. Franz glaubte, das Tropenmuseum würde Elena interessieren. Dann gingen sie in ein Kaufhaus. Es roch nach Seife und Parfüm und unterschied sich wenig von den Kaufhäusern in Innsbruck. Sie schoben sich zwischen den Leuten durch, fuhren mit der Rolltreppe in die oberen Stockwerke, wo Franz einen teuren Pullover probierte, aber nicht kaufte. Zum Schluss gingen sie in die Kinderabteilung, und Franz erstand eine kleine Trommel mit Bauklötzchen für Rick. Am Kiosk vor dem Eingang kaufte Franz zwei Ansichtskarten, eine für Susette, eine für die Eltern. Letztere sollte Elena schreiben. Sie würde erst ankommen, wenn sie selbst schon daheim waren, aber das war egal. Sie betraten eines der vielen alten Koffiehäuser, das so verraucht war, dass sein Interieur tatsächlich die berühmte braune Farbe der bruine cafés angenommen hatte. Franz wählte einen Tisch am Fenster und bat Elena, für einen Augenblick allein zu bleiben und die Karte an die Eltern zu schreiben, während er sich im hinteren Zimmer zu einer kurzen Verabredung mit einem Freund traf. Elena bestellte ihr Lieblingsgetränk, heiße Schokolade mit Schlagobers und Zimt, und machte es sich auf der schmalen Bank bequem. Franz hatte ihr seinen Kugelschreiber und die Ansichtskarten auf den Tisch gelegt. Elena wählte jene mit der weiß-blauen hölzernen Zugbrücke, die Magere Brug, deren Streben und Pfeiler sich im dunklen Wasser der Amstel spiegelten. Es war ein seltsames Gefühl, hier zu sitzen und Grüße auf eine Karte zu schreiben, die sie zu Hause bald selbst in Händen halten würde. In einem anderen Leben, dachte Elena, in einem ganz ganz anderen Leben. Fast war sie versucht, sich in die Nase zu zwicken, einfach nur, um sich zu vergewissern, dass sie es wirklich selbst war, die hier in einem Amsterdamer Café saß und heiße Schokolade schlürfte, sie, die im gewöhnlichen Leben um diese Zeit entweder in der Schule saß oder zu Hause die Betten der Gäste überzog und die Böden in den Fremdenzimmern scheuerte.

Für den Nachhauseweg nahm Franz einen Abstecher, damit Elena das bewegte Treiben am Leidseplan sehen konnte. Elena hakte sich unter, um den Bruder und sich selbst in dem Getümmel nicht zu verlieren. Sie überlegte, ob sie es sich finanziell leisten könnte, eine dieser schönen blauen Fliesen zu kaufen. Für Susette. Nur ihrer Hochherzigkeit hatte sie diese Reise zu ver-

danken. Aber vielleicht besaß Susette schon derartige Fliesen? Sie beschloss, daheim, hinter dem japanischen Wandschirm von Janny, ihr Geld zu zählen und, falls es reichte, Franz um Rat zu fragen.

Es begann schon dämmerig zu werden, aber Franz wurde nicht müde, sie in der Stadt herumzuführen. Elena hatte von all diesen Sehenswürdigkeiten im Reiseführer gelesen. Es war faszinierend, zu erleben, wie die Worte, die im Buch so verheißungsvoll, aber auch sehr abstrakt, geklungen hatten, sich nun in Wirklichkeit verwandelten. Das also war die Prinsengracht, so schaute das Rembrandthuis aus, und im Stadtviertel Jordaan kann man wahrhaftig spazieren gehen.

Als sie am Abend endlich zu Hause waren, fühlte sich Elena ganz schwindlig von all dem Gesehenen. Sie blieb gerne in der Wohnung, half Janny, den kleinen Rick ins Bett zu bringen – ein mühsames Unterfangen, denn er marschierte durch alle Zimmer, und sie musste ihm mit der Windelhose hinterherrennen – während Franz noch einen Freund am anderen Ende der Stadt besuchte.

Im großen Wohnzimmer lief der Fernseher. Sie hatten ihn leise gestellt, um Elena nicht am Einschlafen zu hindern. Aber auch, als alle sich bereits in ihre Zimmer zurückgezogen hatten, lag Elena noch wach und lauschte auf die Geräusche, die gedämpft und fremd von draußen eindringen. Das Scharren der Räder, wenn die Straßenbahn um die Ecke kurvte, Klaviermusik aus einem anderen Stockwerk und von ferne das Signal eines Nebelhorns. Dann quietschte die Wohnungstür, und wenig später schlüpfte Franz hinter den Wandschirm und legte sich auf seine Seite. Da konnte Elena endlich schlafen.

Am nächsten Tag begleitete sie Janny erst zum Einkaufen. Eine Viertelstunde von ihrem Haus entfernt befand sich eine Markthalle, wo man an unzähligen Ständen alles bekam, was man zum täglichen Leben brauchte. Elena half Janny die Beutel voll Gemüse, Käse, Milch, Butter und anderem Essbarem heimzubringen, während Rick in seinem Buggy erst quietschte, dann schrie und strampelte und sich schließlich derart nach vorne neigte, dass er beinahe aus dem Gefährt fiel. Janny versuchte ihren Sohn zu beruhigen, was aber misslang. So hob sie Rick aus dem Wagen und lud ihre und Elenas Beutel ein. Elena schob den Wagen, Rick ritt auf den Schultern

seiner Mutter und war darüber sehr erfreut. Ein Ritt als Alternative zum Selberlaufen schien ihm akzeptabel. Sie kamen gut voran, während Janny das Verhalten ihres kleinen Sohnes erklärte. Schon als er krabbeln lernte, war ihm das Sitzen in seinem Wagen zu langweilig geworden. Nun war es ihm aber vor einigen Wochen gelungen, die ersten Schritte zu machen, und seither hatte er diese Fertigkeit immer weiter perfektioniert. Kein Wunder, dass er davon nicht lassen wollte. Bald würde er Wettrennen veranstalten, mit Bällen jonglieren und in absehbarer Zeit nach Tirol kommen, um Skifahren zu lernen.

Obwohl der Weg zum Vondelpark recht weit war, beschloss Janny, den Buggy zu Hause zu lassen und Rick abwechselnd zu tragen oder selbst laufen zu lassen.

Sie hatten sich auf eine Bank nahe an der Sandkiste gesetzt. Rick, mit einer Schaufel in der einen und einem Spielzeugbagger in der anderen Hand, war fürs Erste mit der Situation zufrieden. Es gab noch andere, größere Kinder, die eifrig im Sand herumwühlten, Kuchen backten, oder ihre Autos über selbstgebaute Rampen flitzen ließen. Dies alles schien er als eine Art Schauspiel, extra für ihn inszeniert, zu betrachten, und es faszinierte ihn.

Janny wandte sich an Elena. „Ich muss dich etwas fragen, was mir seit eurer Ankunft im Kopf herumgeht“, begann sie mit etwas unsicherer Stimme.

Elena, die Füße weit ausgestreckt, die Hände in den Jackentaschen, horchte auf. Von den riesigen Blüten der Magnoliensträucher waren nur mehr kümmerliche Reste zu sehen, aber die Rasenflächen schimmerten in einem unwahrscheinlichen Grün, an den Rändern der Wege streckten Tulpen in verschiedensten Farben ihre noch halb geschlossenen Kelche der Sonne entgegen. Sie betrachtete das alles und dachte daran, dass sie in acht oder zehn Jahren vielleicht auch an einer Sandkiste sitzen und ein Kind beaufsichtigen würde. Ein eigenes Kind. Hoffentlich würde es etwas pflegeleichter sein als Rick. Aber sie würde es natürlich auch auf den Schultern reiten lassen und zu Fuß über ein Dutzend Kreuzungen schleppen und dazu noch den Buggy schieben. Und wenn es am Abend nicht schlief, müsste eben sein Vater – sie riss sich zusammen.

„Bitte, Janny, was willst du wissen?“

„Es handelt sich um Susette. Franz hat mir gesagt, dass es ihr gutgeht. Ich mag Susette, und ich mag auch Franz. Mir kommt es so vor, als ob er mir nicht die volle Wahrheit sagte. Einmal, als Susette bei uns war, hat sie eine Art Depression gehabt. Einfach so, ohne eigentlichen Anlass. Hat sie diese Anfälle überwunden?“

Nun hatte Rick genug von seiner Rolle als staunendes Publikum. Er machte drei Schritte in Richtung auf das kleinste der Kinder zu und ergriff schnell und entschieden dessen rote ausrangierte Puddingform. Obwohl das Kind Rick um gut fünf Zentimeter überragte und auch sonst recht kräftig gebaut war, war es von dem Übergriff derart überrascht, dass es sein Gerät augenblicklich dem Angreifer überließ. Janny machte Anstalten aufzustehen und für Recht und Ordnung zu sorgen, aber die Mutter des anderen Kindes, die ihnen gegenüber saß, sagte ein paar Worte, die Elena nicht verstand. Sie klangen beruhigend, und Janny setzte sich mit einem kleinen Seufzer wieder hin.

„Weißt du, ich mache mir Sorgen um Susette“, sagte Janny. „Ich habe ihr schon einige Male geschrieben, aber sie hat mir auf keinen Brief geantwortet. Und wenn ich anrufe, hat sie das Tonband eingeschaltet. Ich spreche meine Telefonnummer aufs Band und bitte um Antwort. Aber sie ruft nie zurück.“

„Ich kenne Susette nicht so gut. Du stehst ihr sicher viel näher. Ich weiß praktisch nichts über sie“, sagte Elena.

„Aber in einem Dorf, da kennt doch jeder jeden. Man weiß alles voneinander!“ Janny schaute Elena ungläubig an.

„Das schon“, gab Elena zu, „der Klatsch, die Gerüchte. Aber du wolltest doch wissen, wie es in Wahrheit um Susette steht. Das weiß ich nicht. Susette und ich, oder wir, unsere Familie –“ Sie stockte. Wie sollte sie Janny erklären, dass sie Susette noch nie unter vier Augen gesehen hatte? „Wir leben in einem kleinen Dorf und trotzdem in zwei ganz verschiedenen Welten, Susette mit ihrer Familie, und ich mit meiner“, sagte Elena schließlich.

„Und Franz?“

„Franz? Der lebt in beiden. Und der hat noch eine andere, in Innsbruck, auf der Uni. Das ist seine dritte. Vielleicht hat er auch eine vierte, von der ich gar nichts weiß.“

Janny schüttelte den Kopf. „Aber Susette hat mir erzählt, dass Franz, also

auch du, nicht einmal fünf Wegminuten von ihr entfernt wohnt.“

„Das schon“, räumte Elena wieder ein. „Aber unsere Welten sind so verschieden, weil sie ganz anders lebt als ich. Ihr Vater besitzt ein großes Hotel und Liftanlagen. Er ist reich. Er ist einer von denen, die es geschafft haben, durch den Fremdenverkehr reich zu werden. Deshalb kann seine Tochter studieren und das Leben führen, das sie will.“

„Ja, ich weiß. Sie redet nicht viel, aber Franz hat mir alles erzählt. Außerdem kenne ich das Hotel ihrer Eltern. Echte Perserteppiche im Foyer, Kristallluster, ein riesiger Kamin, und das Personal kleidet sich eleganter als manche Gäste. Zumindest eleganter als wir, wenn man uns überhaupt als Gäste bezeichnen will. Wir haben ja nichts bezahlt. Susette hatte uns dort einquartiert. Ich habe in meinem ganzen Leben noch nie so feudal gewohnt.“

„Ja, das Hotel ist großartig. Du hast es nur im Winter gesehen. Im Sommer schaut es noch schöner aus. Im Garten ist ein Schwimmbecken mit klarem sauberem Wasser und Liegestühlen am Rand. An allen Balkons und Fenstern blühen Pelargonien und rote Hängnelken, und auf dem Platz vor dem Haus stehen weiße Eisentische und Hollywoodschaukeln mit Fransen an den Sonnendächern. Man kommt sich vor wie in Italien.“

„Eigentlich müsste Susette glücklich sein.“

„Also, ich wäre es in ihrer Lage sicher!“, rief Elena.

„Aber sie ist es nicht. Irgendetwas stimmt nicht. Sie bleibt zu Hause und schickt dich an ihrer Stelle. Ich rufe sie an, aber sie ruft nicht zurück, beantwortet auch die Briefe nicht. Und Franz plaudert und reißt seine Witze und ist ein amüsanter Gast, aber was wirklich los ist, darüber lässt er kein Wort verlauten.“

„Vielleicht bedrückt Susette der Zustand ihrer Mutter. Die Mutter ist krank, sie hat Depressionen und muss dauernd Medikamente nehmen. Vielleicht wollte sie die Mutter nicht allein lassen und hat deshalb mich fahren lassen? Sie hat Franz und mir die Fahrkarte geschenkt. Hat Franz dir das auch erzählt? Sonst hätte ich nicht fahren können. Wir müssen sparen, weil wir unsere Kredite zurückzahlen müssen. Susette hat Geld genug. Sie wollte mir eine Freude machen, weil ich alles Mögliche für Franz tue, bügeln und seine Arbeiten ins Reine tippen und so.“

Rick war aus der Sandkiste geklettert und kam auf seinen dicken Bein-

chen anmarschiert. Er wackelte, aber nicht sehr. In der einen Hand hielt er die Schaufel, in der anderen die eroberte ausrangierte Puddingform. „Da! Da! Da!“ machte er, und Janny erklärte: „Rick will, dass auch ich ein paar Kuchen backe.“

Sie hob ihr Kind hoch, konnte dem runden Gesichtchen und den blitzblauen Augen nicht widerstehen und drückte ihm viele kleine, schmatzende Küsse auf die Wangen. Am Rand der Sandkiste setzte sie ihn ab, hockte sich nieder und begann, den feuchten Sand in die Form zu füllen.

„Bei uns im Dorf gibt es erst eine Sandkiste, seitdem wir mehr Fremdenverkehr haben“, sagte Elena. „Als ich so klein wie Rick war, hatten wir keine.“

„Wo hast du dann gespielt?“, fragte Janny.

„Weiß nicht mehr genau. Auf dem Platz vor unserem Haus, wahrscheinlich.“

Drei Kuchen hatte Janny geformt, als Rick Lust bekam, wieder selber zu spielen und seine Schaufel zurückverlangte. „Ach, ist es nicht wunderschön hier?“, fragte Janny, indem sie es sich, aus den Diensten ihres Sohnes entlassen, an Elenas Seite wieder bequem machte.

„Wunderschön“, bestätigte Elena. Sie hatte in ihrem ganzen Leben noch niemals eine ähnliche Landschaft gesehen. Sie kannte Wälder und Wiesen, Almen und Berge, Wasserfälle und Felsabstürze. Der Vondelpark, so schien ihr, stellte all das in den Schatten. Hier gab es mächtige Bäume und dichte Hecken, Teiche und Springbrunnen, gepflegte, sattgrüne Rasenflächen und knospende Blüten, und das im Februar, zu einer Zeit, da ihr eigener Garten zu Hause noch unter einer dicken Schneedecke lag. Direkt vor ihren Augen stand ein hübsches kleines Haus, das Janny als chinesisches Teehäuschen bezeichnet hatte. Wie gut es die Leute hier hatten. Jeden Tag konnten sie in diesem Park spazieren gehen und den Vögeln beim Zwitschern und Singen zuhören!

„Was hast du eigentlich nach deinem Schulabschluss vor?“, hörte sie Janny plötzlich fragen.

„Nach Schulabschluss? Am liebsten möchte ich nach Amsterdam ziehen!“, sagte Elena.

„Wirklich?“, fragte Janny.

Aber da war Elena schon wieder aus ihren Träumen gefallen. Sie schüttelte

den Kopf. „Ach nein. Es war nur so ein Gedanke. Weil es mir hier so gut gefällt. Aber ich kann ja die Sprache nicht. Und überhaupt, das ginge sowieso nicht. Nach der Polytechnischen Schule bleibe ich daheim. Da helfe ich der Mutti im Haus. Zimmer aufräumen und Frühstück herrichten und die Wäsche und all das, was man in einer Gästepension eben machen muss.“

„Aber – da erlernst du ja keinen Beruf? Ich meine einen richtigen Beruf mit Abschluss und Zeugnis und diesen Sachen?“

Elena spürte, wie sie ganz kurz zusammenzuckte. Janny hatte im gleichen, ungläubigen Tonfall gesprochen, wie Tove, als sie ihr von den Plänen ihrer Eltern erzählt hatte. Denn es waren ja nicht ihre Pläne. Es waren die Pläne ihrer Eltern.

„Macht dir diese Arbeit Spaß?“, fragte Janny weiter. „Ich meine, auf Dauer?“

„Spaß?“ Elena überlegte. „Tischdecken, das macht mir Spaß. Die Servietten hübsch falten und ein paar nette Vasen mit passenden Blumen oder Gräsern aufstellen, sodass ein freundlicher Eindruck entsteht, praktisch mit nichts, das macht mir Spaß. Aber sonst?“ Sie verstummte einen Augenblick, dann sagte sie: „Ich hasse es, den Fremden die Zimmer aufzuräumen. Und die Waschbecken oder die Toiletten zu putzen. Und die Betten zu machen.“

„Warum tust du es dann? Warum erlernst du nicht einen Beruf, der dir Freude macht? Oder gehst weiter in die Schule? Dein Bruder studiert schließlich auch.“

Elena schaute Janny von der Seite an. Auch Tove hatte so gefragt. Lag das daran, dass beide in einer Stadt aufgewachsen waren, wo man ganz anders lebte, als bei ihr daheim? Wo es keine Fremdenpensionen gab, die man übernehmen musste, weil die Eltern ihr ganzes Leben darauf aufgebaut hatten? Weil man in einer Stadt vielleicht einfach überlegen konnte, was man sein ganzes Leben lang machen wollte, und dann einen entsprechenden Beruf auswählte und erlernte?

„Ich zum Beispiel, ich habe eigentlich schon als Kind gewusst, dass ich gerne Schneiderin werden wollte. Schneiderin oder Hutmacherin. Aber dann bin ich Schneiderin geworden. Erstens habe ich eine Lehrstelle in einem erstklassigen Salon bekommen, und zweitens hat meine Mutter gemeint, das sei aussichtsreicher. Man habe mehr Möglichkeiten.“

„Schneiderin möchte ich nicht werden“, erklärte Elena entschlossen.

Janny runzelte die Stirn. Vielleicht fühlte sie sich gekränkt, weil Elena ihrem Beruf nichts abgewinnen konnte. „Es kommt natürlich darauf an, wo man arbeitet. In unserem Salon ist es jedenfalls sehr interessant. Wir haben gute Kundschaften, wir entwerfen manche Modelle selbst oder variieren sie zumindest.“

„Das glaube ich schon“, sagte Elena. „Aber ich nähe nicht so gerne. Wenn ich nähe, werden die Nähte schief oder der Faden reißt, und ich kriege so einen Zorn, dass ich den Stoff am liebsten in eine Ecke schmeißen möchte.“

„Was ist denn dein Lieblingsfach in der Schule?“

„Zahlen. Mathematik, auch technisches Zeichnen und diese Sachen. Vor allem die Zahlen. Ich weiß nicht, wie ich das sagen soll. Aber die Beschäftigung mit Zahlen, da fühl ich mich irgendwie lebendiger dabei.“

Janny schüttelte erstaunt den Kopf. „Ich habe Rechnen und technisches Zeichnen gehasst. Und Zahlen? Nein, danke! Aber in der Berufsschule, als wir Schnittmuster zeichnen mussten, hat es mir sogar Spaß gemacht, millimetergenau mit Lineal und Zirkel umzugehen.“

„Schnittmuster zeichnen, das tät ich eventuell auch gerne“, räumte Elena ein. „Vielleicht könnte ich mir in der Zwischensaison, wenn nichts los ist im Betrieb, eine interessante Arbeit suchen.“

„Eine Arbeit, die mit technischem Zeichnen zusammenhängt?“, schlug Janny vor. „Weißt du, ich stelle es mir ganz einfach furchtbar vor, Tag für Tag und Jahr für Jahr Arbeiten zu verrichten, die man hasst.“

„Alle Arbeiten in unserer Pension hasse ich ja nicht“, sagte Elena.

„Das ist gut“, sagte Janny. Auf Susette kam sie zu Elenas Erleichterung nicht mehr zu sprechen.

Deine Schwester ist lieb, hatte Janny am ersten Abend zu Franz gesagt. „Komm wieder“, sagte sie zu Elena beim Abschied. „Aber dann für länger. Du siehst, wir haben Platz, und du hast erst so wenig von der Stadt gesehen. Es gibt da Ermäßigungen bei der Bahn, und für das Leben hier brauchst du nichts. Du bist unser Gast.“

Franz hatte das Fenster heruntergekurbelt. Janny stand mit Kristien und Marijan auf dem Bahnsteig. Alle drei trugen knallgelbe Blusen, von denen aber nur die Stehkrägelchen zu sehen waren. Es war kalt geworden letzte

Nacht, ein eisiger Wind wehte in den Straßen der Stadt, was das Überziehen warmer Jacken notwendig machte. Elena nickte. Sie wollte gerne wiederkommen.

„Und überleg dir das mit deinem Beruf“, rief Janny, aber da fuhr der Zug schon los.

Susette

Franz bringt mir den Stoff aus Amsterdam, nimmt mich in die Arme. Alles ist gut gegangen. Keine lästigen Fragen, keine Kontrollen. Das Bild hat gewirkt. Kleine, brave Schwester, großer Bruder, die eine harmlose Spritzfahrt unternehmen. Niemand hat etwas geahnt.

Aber Franz wiederholt seine Forderungen. Das war das letzte Mal. Kein Zeug mehr. Du hast versprochen aufzuhören. Reiß dich zusammen. Gib endlich zu, dass du süchtig bist, verdammt. Als ersten Schritt. Mach endlich einen Entzug. Für eine Weile kann man Versprechungen geben, ausweichen. Dann wächst die Unruhe, die Verzweiflung, die Trostlosigkeit.

Mama schaut mich manchmal sonderbar an, aber sie sagt nichts. Wir sehen uns nicht sehr oft, ein paar Mal die Woche beim Mittagessen, die Abende bringe ich fast nie mehr in ihrem Appartement. Entweder bleibe ich in meiner Wohnung, oder ich bin mit Franz zusammen, oder ich rede mich auf die Uni aus und bleibe gleich in Innsbruck.

Franz hat behauptet, dass ich im Grunde zu Mama passe, weil sie genau so eine ist wie ich. Eine, die außerhalb der Realität steht. Ich glaube schon, dass Mama außerhalb der Realität steht, bei dem Leben, das sie führt. Aber das war nicht immer so. Und überhaupt, was versteht Franz schon unter Realität? In erster Linie versteht er Physik darunter.

Sonntagnachmittag. „Sportcafé Viktoria.“ An der Bar drängt sich das Publikum, meist im Skidress, aber es gibt auch etliche Damen, Urlauberinnen, die, bereits fein herausgeputzt im dekollierten Glitzerkleid, mit Stola und hochhackigen Tanzschuhen, eine elegante Note hereinbringen. Die meisten ihrer Begleiter sind Yuppies, mehr oder weniger unerträgliche Typen, dicke Goldkettchen am Armgelenk, Plateauschuhe an den Füßen und in den Augen nichts als Überdruß. Genau wie die Sportler hocken sie hinter ihren Gläsern, nur dass jene Jagertee und sie Campari oder Sherry schlürfen. Einige wenige Paare tanzen, die meisten begnügen sich mit müden Zuckungen im Rhythmus des Barpianisten. Das Lokal ist überheizt. Kein Wunder, wenn die Betriebe in Schwierigkeiten geraten, bei so viel Stümperhaftigkeit in der Führung. Dad achtet immer darauf, dass die Räume nicht überheizt sind. Das kostet nur unnötiges Geld, macht die Gäste nervös und vermindert die Leistungsmöglichkeiten der Mitarbeiter. Hier findet man nicht die leiseste Spur von Professionalität. Dabei könnte das

„Viktoria“ eine Goldgrube sein, bei dieser Lage. Die Gondel bringt die Leute mühelos herauf. Dank der riesigen Fensterfront, die nach Süden geht, ist die Aussicht bei gutem Wetter einfach phantastisch. Heute natürlich, bei diesem wilden Schneegestöber und dem Nebel, sind die Scheiben angelaufen wie Milchglas. Gelbliches, grelles Kunstlicht ergießt sich auf Gäste und Angestellte.

Nun hat sich Franz bereits eine Viertelstunde verspätet. Er verspätet sich oft in letzter Zeit, hält unsere Termine nicht ein, vergisst, mich anzurufen. Er zieht es anscheinend vor, bei eisigem Wind über die Pisten zu jagen, als ein paar Stunden mit mir zu verbringen. So trinke ich allein mein Glas aus, bestelle noch ein Viertel Bordeaux, vielleicht hätte ich einfach beim Alkohol bleiben sollen. Alkohol gehört zu unserer Kultur, Alkoholgenuss lässt sich leicht verbergen, und, last not least, ist es verdientvoll für eine Hotelierstochter, sich in erlesenen Weinen auszukennen. Dad ist stolz auf seinen Weinkeller und auch auf sein Personal, das, von ihm geschult, unsere Gäste sachkundig berät und die edlen Tropfen formgerecht zu servieren versteht. Anders als die Bedienung hier, die mürrisch zwischen den Tischen umherschlingt, die Gläser vor einen hinknallt, dass der Wein überschwappt. Ich aber wende den Blick ab, was gehen mich diese Serviererinnen an, was geht mich dieses Lokal an, was geht mich dieses Leben an. Was geht mich überhaupt das Leben an?

Einen Tag, bevor die Großmutter starb, bin ich an ihrem Bett gesessen. Mit ihr habe ich über alles reden können, und sie mit mir wohl auch, obwohl ich zum Zeitpunkt ihres Todes ein kleines Mädchen war, gerade sieben Jahre alt, und ein knappes Jahr später war die Sache mit Mama. Solange die Großmutter lebte, hatte sie zu verhindern gewusst, dass ihre Schwiegertochter ein Dutzend Schlaf-tabletten schluckte. Großmutter ist aufrecht in ihrem Bett gesessen, rundum gestützt von den Polstern. Es war schon im neuen Haus. Die Wände haben noch nach frischer Farbe gerochen. Es war Herbst, die Fenster waren geschlossen, und das Sonnenlicht brachte die Farben des dicken Teppichs und der geblühten Sessel zum Leuchten. Wir waren allein, Dad hatte zu tun und Mama deprimierten der Aufenthalt in dem Krankenzimmer und die Gegenwart der leidenden Frau. Großmutter lächelte. Sie wusste, dass sie bald sterben würde.

Sie sagte: „Ich habe mir früher nie vorstellen können, aus dieser Welt fortzugehen. Die Vögel, die Sonne und jeden Morgen das gute Feuer, das ich im Herd meiner alten Küche anzündete. Aber nun gehe ich gerne. Ich bin müde

und denke mir, dass es gut sein wird, Ruhe zu finden.“

Ich habe nicht geantwortet. Ich konnte mir unter Ruhe nichts vorstellen. Höchstens Öde und Langeweile. Aber inzwischen weiß ich wohl, dass die größte Unrast nicht vor Öde und Langeweile schützt, und dass Ruhe vielleicht tatsächlich etwas Gutes sein kann.

Franz ist gekommen. Franz ist gegangen. Aber ich bin nicht allein. Rundum gibt es viel Gerede, viel Gelächter, viel Musik. Es gibt viele Farben und viel Bewegung und Lustbarkeiten. Das „Sportcafé Viktoria“ – ein beliebter Treffpunkt für unsere Gäste, aber auch für die Einheimischen. So steht es im Hausprospekt. Man fährt mit der Gondel herauf, vergnügt sich bei Musik und Tanz, benützt dann die letzte Gondel für die Fahrt ins Tal. Bei Vollmond kann man mit der Rodel ins Tal fahren. Franz und ich haben das gemacht, mit ein paar Freunden, vorigen Winter, zu seinem Geburtstag.

Meinen Mantel habe ich mir vom Garderobenständer geholt, er liegt nun direkt neben mir, ich kann ihn berühren, streicheln. Er ist zärtlich zu den Innenflächen meiner Hände. Ihr lieben Füchse, ihr rot-goldenen Füchse, die ihr in den Weiten von Alaska gelebt habt, in herrlicher weißer Kälte, ich nicke euch zu, ich grüße euch aus der Ferne. Man hat euch das wilde, das freie Leben genommen, man hat euch getötet, aber eure Schönheit bewahrt, eine Schönheit, die mir immer wieder das Herz erwärmt.

Bald werde ich mit meinen Füchsen hinausziehen in den dunklen Abend. Hinaus aus diesem bunten, lauten Raum mit den vielen Fröhlichkeiten in die weiße kalte Welt des Schnees und der Berge. Franz zieht seine Spuren durch den frischen Schnee, er fährt gut, er fährt mit hoher Geschwindigkeit, er lässt alles hinter sich. Es gibt viele Spuren im Schnee, aber der neue, der fallende Schnee, der dicht und leise vom Himmel kommt, verwischt sie alle.

Wirklich ist die Kälte, in der Franz hinausgegangen ist, wirklich sind der Wind und der Schnee. Franz ist im Zorn gegangen. Oder war es doch nur Müdigkeit? War er es einfach müde, ewig die gleichen Sätze zu wiederholen und von mir ewig die gleichen Antworten zu bekommen? Wenn er wüsste, wie müde ich bin, würde er sich auf meine Seite stellen. Er ist aufgestanden, in seinen Overall geschlüpft und hat die Skimütze vom Kleiderhaken genommen. Gerade dass ihm ein kurzes „Tschau dann“ über die Lippen gekommen ist. Ohne sich noch einmal umzuschauen, ist er der Tür zugestrebte, hat sie aufgeklinkt und ist ver-

schwunden. Er hat mich zurückgelassen inmitten dieser schwitzenden, trinkenden Leute, die so mühsam versuchen, ihre Freizeit zu genießen, sich zu amüsieren. Morgen stehen sie wieder vor ihren Werkbänken, sitzen auf ihren Bürossesseln, tippen endlose Zahlenkolonnen in die Rechner. Für mich aber wird Ruhe sein.

Die Musik verstummt. Eine Stimme tönt aus dem Lautsprecher: „Die letzte Gondel fährt in fünfzehn Minuten. Letzte Pistenkontrolle um siebzehn Uhr.“ Einige Leute, vor allen jene, die keinen Skidress tragen, rufen gleichzeitig nach der Kellnerin. Ich bleibe unbehelligt sitzen. Dem Lokal angeschlossen ist auch ein kleiner Pensionsbetrieb. Hier findet man immer noch ein Zimmer, um zu übernachten. So bleibt man gemütlich sitzen in dieser trügerischen Allianz zufällig zusammengewürfelter Zeittotschläger, während draußen die weiße, wilde, süße Kälte wartet, die sich ins Herz schleicht, es einlullt, es zur Ruhe bringt.

In den ersten Tagen nach ihrer Rückkehr aus Amsterdam ging Elena wie im Traum umher. Manche der Schulkolleginnen lächelten ein bisschen herablassend über das Aufsehen, das Elena von ihrer Reise machte. Sie waren schon viel weiter weg gewesen, hatten das Flugzeug benützt und viel exotischere Städte gesehen als dieses Amsterdam. Singapur, zum Beispiel, oder Rio de Janeiro. Und die Reisen hatten länger gedauert. Nur Angelika sagte, ihr Vater habe der Mutter letztes Jahr zum Muttertag eine Flugreise nach Rom geschenkt. Am Morgen hin, Stadtrundfahrt, Mittagessen, und am Abend zurück. Die Mutter, der Vater und sie waren geflogen, und ihr hätte der eine Tag gereicht. Wenn der Vater nochmals so eine Reise zu verschenken gedanke, würde sie jedenfalls daheim bleiben. Jene Schülerinnen, die noch nie auf Urlaub gefahren waren, lauschten mit großen Augen und wünschten sich einen Bruder wie Elena ihn hatte.

Zu Hause erzählte sie nicht so viel. Sie hatte Angst, sich zu verplaudern und den Eltern ganz gegen ihre Absicht zu verraten, welche Rolle Susette bei dieser Reise wirklich gespielt hatte, nämlich den der Ticketspenderin. Gewissenhaft wie immer räumte sie die Zimmer auf, die Mutter ihr zuteilte, putzte die Toiletten und schrubbte den Hausgang. Aber ununterbrochen musste sie an die Unterredung denken, die sie mit Janny im Vondelpark geführt hatte. Als die Mutter sie während des Geschirrspülens einmal fragte, warum sie denn so schweigsam und in sich gekehrt sei, nahm sie innerlich einen Anlauf. „Janny ist Schneiderin, und sie ist sehr begeistert von ihrem Beruf“, sagte sie. „Sie hat gemeint, es sei sehr wichtig für den Menschen, dass er eine Arbeit hat, die ihn freut.“

Die Mutter nickte zustimmend.

„Sie hat mich gefragt, was ich gerne tue, und da habe ich gesagt, dass ich gerne rechne und mathematische Zeichnungen anfertige, und sie hat gemeint, da gibt es Berufe, wo das verlangt wird.“

„Nun, das gibt es sicher. Technische Zeichner, oder vielleicht auch Ingenieure, obwohl ich denke, dass diese Arbeiten heutzutage wahrscheinlich mit Hilfe von Computern gemacht werden.“ Die Mutter tauchte den letzten Teller in das seifige Wasser. „Du brauchst dir darüber Gott sei Dank den Kopf nicht zu zerbrechen. Du wirst in unserem Betrieb einsteigen. Hier kann dir niemand dein Brot wegnehmen.“

„Höchstens, wenn die Gäste ausbleiben und wir zusperren müssen!“, sagte Elena.

„Was redest du denn für einen Unsinn!“, rief die Mutter. Sie wischte sich nach alter Gewohnheit die Hände an der Schürze ab.

„Davor hast du doch selbst immer Angst, Mutti“, sagte Elena. „Dass die Gäste weniger werden oder ganz ausbleiben, dass uns die Schulden über den Kopf wachsen und dass wir verkaufen müssen.“

„Wenn wir zusammenhalten, dann schaffen wir es schon“, sagte die Mutter. „Das ist die Voraussetzung: Wir müssen am selben Strick ziehen. Die ganze Familie muss am selben Strick ziehen.“

„Aber Franz –“

„Ach Franz! Franz ist sowieso nicht geeignet für diese Arbeit. Aber du, für dich ist der Betrieb genau das Richtige. Und nun hilf mir schnell noch, die Wäsche aufzuhängen, bevor du die Hausaufgaben machst. Sie soll bis morgen trocken sein.“

Elena hatte nichts mehr gesagt. Am nächsten Tag war sie in der Pause zu ihrem Mathelehrer gegangen. Sie war seine Lieblingsschülerin, was kein Wunder war. Jeder Lehrer freut sich, wenn man sein Fach liebt.

„Und konkreten Berufswunsch hast du keinen?“, fragte der Fachlehrer Winkler, nachdem er sie angehört hatte. Elena schüttelte den Kopf. „Nicht direkt. Die Mutter möchte, dass ich jetzt in unserer Pension mithelfe, und dass ich später das Haus übernehme.“

„Und plötzlich hast du keine Lust mehr dazu?“

„Bis vor kurzem habe ich einfach nicht darüber nachgedacht. Mir ist gar nicht bewusst gewesen, was das bedeutet, dauernd die Zimmer machen und aufräumen und mit den Gästen nett sein und immer schauen, dass sie zufrieden sind. Und das ein Leben lang.“

Sie gingen im Gang des Schulgebäudes auf und ab, vom Stiegenhaus West zum Stiegenhaus Ost und wieder zurück. „In jedem Beruf gibt es eine gewisse Gleichförmigkeit. Und die Saison erstreckt sich ja nicht über das ganze Jahr. Da kommen immer Wochen, ja Monate, wo du dir ein feines Leben machen kannst“, meinte der Lehrer. „Und dann, ein eigenes Haus, der eigene Chef, das ist schon etwas.“

Elena senkte die Augen. Sie versuchte, ihre Enttäuschung nicht zu zeigen.

Anscheinend konnte nicht einmal ihr Mathelehrer sie verstehen.

„Jetzt möchtest du etwas Technisches machen, etwas, wo die Mathematik eine Rolle spielt, Berechnungen, logische Formeln“, fuhr er fort.

Sie nickte. „Und Zahlen. Zahlen, die interessieren mich.“

„Hast du mit deinen Eltern schon darüber gesprochen?“

„Der Mutter gegenüber habe ich eine Andeutung gemacht. Aber sie will nichts wissen davon.“

Der Lehrer kratzte sich am Ohr. „Ich verstehe. Eine schwierige Sache. Eine sehr schwierige Sache. Und außerdem hast du einen großen Fehler gemacht, dass du dir die Sache erst jetzt überlegt hast. Wenn du eine technische Fachschule besuchen möchtest, hast du mit der Polytechnischen Schule ein ganzes Jahr versäumt.“

„Ich bin halt erst jetzt draufgekommen. Was soll ich tun?“

Der Lehrer blieb stehen. „Ohne Zustimmung deiner Eltern kannst du gar nichts machen“, sagte er. „Du musst mit den Eltern reden. Leute, die sich für technische Berufe qualifiziert haben und tüchtig sind, werden von der Wirtschaft gesucht. Das ist klar. Für sie gibt es Arbeit genug. Wenn du deinen Eltern das klar machen kannst, geben sie vielleicht ihre Zustimmung. Möglichkeiten gibt's einige.“

„Was gibt's denn für Möglichkeiten?“, fragte Elena.

„Nun, du hast eine ausgesprochen technische Begabung mit Talent für Abstraktion. Du könntest eine Höhere Technische Lehranstalt besuchen, Richtung Maschinenbau oder Bautechnik. Diese Zweige werden in Imst geführt. So kannst du sie als Fahrschülerin besuchen. Dann brauchen deine Eltern keine Internatskosten zu bezahlen.“

„Das ist gut“, sagte Elena. „Internatskosten bezahlen, da würden sie nie zustimmen. Aber wenn die Schule praktisch gratis ist, dann vielleicht schon. Ich hoffe. Ich hoffe sehr.“

Plötzlich schien alles möglich. Es war ihr, als nähme jemand einen schweren Stein von ihren Schultern. Sie fühlte sich leicht und glücklich. Sie würde interessante Dinge lernen, Zusammenhänge begreifen, Konstruktionen zeichnen, und später, nach Abschluss der Schule, würde sie sich eine Arbeit suchen, die ihr Spaß machte.

„Als Fahrschülerin kann ich der Mutti weiter in der Pension helfen“, sagte

sie frohgemut. „Natürlich nicht so viel, wie wenn ich ganz daheim wäre. Aber doch. Und die Schule dauert nicht ewig.“

„Du musst die Sache bald abklären. Damit du den Anmeldetermin nicht versäumst.“

Sie waren wieder beim Stiegenhaus Ost angelangt. Der Lehrer blieb stehen und schaute Elena prüfend an. Dann sagte er: „Ich wünsche dir aus ganzem Herzen, dass die Eltern ihre Einwilligung geben. Es ist schon komisch. Viele Eltern drängen ihre Kinder in höhere Schulen, obwohl die absolut keine Lust verspüren zu lernen. Und du, die Paradeschülerin deines Mathelehrers, musst darum betteln, die HTL besuchen zu dürfen. Irrsinnig ist das!“

Elena zuckte die Schultern. „Was soll man machen?“, meinte sie. „Hauptsache, es klappt!“

„Wirst du heute noch mit deinen Eltern reden?“

„Heute noch?“ Elena schüttelte den Kopf. Auf einmal war die Hochstimmung verfliegen. Mutter würde schrecklich enttäuscht sein. Sie baute so sehr auf die Hilfe ihrer Tochter. Auch Vater. Wie oft hatte er sie gelobt, wenn sie den Tisch hübsch gedeckt hatte, und wie strahlte er immer, wenn die Gäste sich lobend über ihre Hilfsbereitschaft äußerten. Beide hatten fest mit Elena gerechnet. Es war besprochen und ausgemacht. Wenn sie die HTL besuchen wollte, musste sie die Eltern enttäuschen. Und Elena mochte niemanden enttäuschen.

„Nein, nein, heute nicht mehr, Herr Winkler“, murmelte sie. „Ich muss erst überlegen, wie ich es ihnen am besten sage. Und was. Das ist sehr wichtig. Wie und was.“

„Versäum nur den Anmeldungstermin nicht“, mahnte der Lehrer.

Seit diesem Gespräch waren einige Tage verstrichen, aber bis jetzt hatte sich noch keine günstige Gelegenheit für eine Aussprache mit den Eltern ergeben. Zuerst wollte Elena mit beiden Elternteilen gleichzeitig reden, dann war sie zur Auffassung gekommen, es wäre günstiger, zuerst mit dem Vater und dann mit der Mutter zu sprechen. Franz aber hatte ihr geraten, zuerst die Mutter auf ihre Seite zu ziehen, denn dann wäre es nur mehr eine Formsache, Papa zu überzeugen. Bis jetzt hatte sie mit keinem der beiden gesprochen. Es war ihr bewusst, dass sie nicht mehr lange zuwarten konnte.

Sie würgte am letzten Bissen Brot, nahm noch einen Schluck Tee und

stellte dann Teller und Tasse ins Abwaschbecken. Wie gewöhnlich war es höchste Zeit für ihren Bus. Noch immer hüllte dichter grauer Nebel das Tal und die Berge ein, und der Schnee fiel in dichten weichen Flocken. Es schneite schon seit über vierundzwanzig Stunden. Auch der Einsatz sämtlicher zur Verfügung stehender Schneepflüge konnte nicht verhindern, dass sich die Straßen in einem jämmerlichen Zustand befanden, sodass zu hoffen war, dass der Bus mit Verspätung eintreffen würde. Aber darauf konnte man sich nicht verlassen. Sie band die Pelzstiefel zu (die vielen Ösen hatten schick ausgesehen, aber sie zuzubinden, kostete Zeit), hängte sich die Schultasche über die Schulter und stülpte die Mütze über, ohne einen Blick in den Spiegel zu werfen. Dann rief sie ein kurzes „Tschau, Mutti“, in den Frühstücksraum, wo die Mutter eben die Tische deckte, und strebte mit raschen Schritten der Haustür zu. In diesem Augenblick läutete das Telefon. Aus reiner Gewohnheit, und auch, weil sie sich in nächster Nähe befand, hob sie den Hörer ab. Eine Frauenstimme fragte: „Ist Franz da? Ich muss ihn dringend sprechen!“

Elena überlegte kurz. Gestern war Sonntag gewesen. Franz hatte beim Mittagessen erzählt, er treffe sich am Nachmittag mit Susette. Sie wollten ein bisschen Ski fahren und später noch gemeinsam ausgehen. Er hatte sich den Wagen der Eltern ausgeliehen und war, gekleidet in seinen schicken Skidress, davongebraust. Seitdem hatte sie ihn nicht mehr gesehen.

„Moment“, sagte sie, „ich gebe Ihnen meine Mutter, die weiß sicher, wo er ist.“

„Susette ist nämlich verschwunden“, sagte die Stimme wieder, und nun erkannte Elena, wer hier in aller Früh anrief. Es war die Frau des Hoteliers Kramer, die Mutter von Susette.

„Wie bitte?“, sagte sie.

„Susette ist verschwunden und Franz hat sie als Letzter gesehen. Er war mit ihr am Schaukogel, im ‚Café Viktoria‘. Vielleicht hat sie ihm gesagt, was sie vorhat.“

Elena spürte, wie ihre Hand schwer wurde. Susette war verschwunden. Was sollte das bedeuten? Was hatte Franz damit zu tun? Und überhaupt, verschwunden! Nur weil sie einen Abend nicht nach Hause kam.

„Vielleicht ist Susette nach Innsbruck gefahren. Sie ist doch oft in Inns-

bruck. Vielleicht hat sie auf der Uni zu tun. Heute ist Montag –“

„Ist sie nicht. Das wissen wir. Gib mir bitte endlich deinen Bruder!“

Sie ließ den Hörer fallen und lief nochmals in den Frühstücksraum.

„Schnell Mutti, da ist die Mutter von Susette am Telefon. Sie will mit Franz reden. Die Susette ist verschwunden.“

Die Mutter schüttelte den Kopf. „Die Susette ist verschwunden? Und was soll Franz damit zu tun haben?“

„Franz ist immerhin ihr Freund“, sagte Elena. Sie ärgerte sich über die Mutter, obwohl ihr im gleichen Augenblick bewusst wurde, dass sie selbst wie die Mutter reagiert hatte. „Wahrscheinlich weiß er, wo sie ist. Seine Mutter weiß es nämlich nicht. Also, ich muss jetzt gehen. Weck du ihn auf, bitte.“

„Ich hab immer gesagt, die Susette, die ist nichts für ihn. Ihre Leute sind zu reich, und sie ist zu verwöhnt, das kann nicht gut gehen. Und jetzt ist sie verschwunden, und die eigene Mutter weiß nicht, wo sie ist. Wie soll Franz das dann wissen?“

Elena gab keine Antwort, sondern drehte sich um und rannte so schnell sie konnte zur Bushaltestelle. Die Gemeinde hatte letztes Jahr ein Wartehäuschen aufstellen lassen, sodass die Passagiere vor Wind, Regen und Schnee geschützt waren. Heute warteten mehr Fahrgäste als gewöhnlich. Einige Leute, die sonst das eigenen Auto benutzten, wichen angesichts des Straßenzustandes auf den Bus aus. Entsprechend fiel die Unterhaltung aus. Während die Stammpassagiere geduldig warteten und nur – auch das ohne Hast – von einem Fuß auf den anderen traten, um sich warm zu halten, machten die anderen ihrem Ärger freimütig Luft. „Jetzt hat der Bus schon acht Minuten Verspätung!“ Oder: „Dieses Wartehäuschen ist ein besserer Witz! Die eine Breitseite offen! Da schneit es ja herein!“ „Wie viel Zeit man verliert mit diesen öffentlichen Verkehrsmitteln! Meine Chefin wird sich ganz schön ärgern, wenn ich so spät komme!“

Elena stand mitten unter den Leuten, hielt den Kopf gesenkt und hörte zu. Sie brachte den Anruf nicht aus dem Kopf. Aber da niemand Susette oder ihr rätselhaftes Verschwinden erwähnte, beruhigte sie sich langsam. Anscheinend war nichts Besonderes vorgefallen, kein Unfall, keine Katastrophe. Sonst würde man darüber reden. In einem Dorf breiten sich die Neuig-

keiten aus wie eine Grippeepidemie bei feucht-kaltem Wetter.

Der Bus kam mit einer halbstündigen Verspätung, und der Fahrer erzählte kopfschüttelnd, er habe Ketten anlegen müssen. Um diese Jahreszeit sei ihm das noch nie passiert.

In der zweiten Stunde war Mathematik. Elena hatte ein schlechtes Gefühl. Sie hatte sich fest vorgenommen gehabt, eine günstige Stunde während des Wochenendes zu nützen, um den Eltern ihre Bitte vorzutragen. Wenn der Winkler sich wieder erkundigte, musste sie wiederum gestehen, noch immer nicht mit den Eltern über ihre Pläne gesprochen zu haben. Aber sie sorgte sich umsonst. Die Stunde wurde von einem anderen Lehrer gehalten, weil der Mathelehrer Winkler mit einer Grippe zu Hause das Bett hütete. Bis er wieder unterrichtete, würde sie mit den Eltern gesprochen haben, das schwor sie sich.

Als Elena mittags nach Hause kam, fand sie nur die Mutter vor. Sie hatte sich ein Kopftuch um die Stirn gebunden, ein untrügliches Zeichen, dass sie von Kopfschmerzen geplagt wurde. In der Küche war das große Bügelbrett aufgestellt. Gestern hatten sie drei Waschmaschinen voll Wäsche gewaschen, die anscheinend bereits getrocknet war. Die Mutter hatte trotz Kopfschmerzen mit Hochdruck gearbeitet, denn auf dem Tisch häuften sich die Stöße sorgsam gefalteter Bettlaken, und die Luft roch nach Dampf und versengter Wäschestärke.

„Mutti, kannst du dich nicht niederlegen? Dann vergeht dein Kopfweh viel schneller“, sagte Elena. Sie war selbst müde von der Schule und der Fahrt, müde und hungrig. Natürlich hatte der Bus auch mittags Verspätung gemacht. Wie sehr wünschte sie sich, heimzukommen und von einer Mutter empfangen zu werden, die mit Suppe und Tee auf sie wartete, sie mit freundlichen Worten und einem fröhlichen Lächeln willkommen hieß und Geborgenheit ausstrahlte. In diese Geborgenheit hinein hätte sich Elena gerne fallen lassen. Und dann hätte sie auch nicht Angst zu haben brauchen, der Mutter ihre neuen Schulpläne darzulegen. Im Gegenteil. Wenn sie keine Pension hätten, würde sich die Mutter vielleicht sogar freuen, dass ihre Tochter eine HTL besuchen wollte. Aber wenn sie keine Pension besäßen, hätte sie auch kein eigenes Zimmer und Papa hätte keinen tollen Wagen und wer weiß, ob Franz dann überhaupt studieren könnte. Ihre Gedanken

drehten sich schon wieder im Kreis. Dabei war klar, der Mutter ging es schlechter als ihr, die Mutter war es, die dringend ein bisschen Kraft und Hilfe brauchte.

„Aber Elena, hast du vergessen, dass wir heute Gästewechsel haben? Das Ehepaar Habermann ist vor drei Stunden abgereist, und bald werden die Gobrechts kommen, mit den zwei Kindern. Da möchte ich unbedingt die Wäsche von gestern fertig haben. Du kennst ja Frau Gobrecht und ihre Gewohnheiten! Kaum haben sie die Koffer im Zimmer, schickt sie den Mann mit den Kindern ins Dorf, und sie setzt sich zu mir in die Küche. Ich muss ihr dann einen Kaffee machen, und sie erzählt mir, was alles so passiert ist im vergangenen Jahr. So kann sie sich nach der langen Reise am besten entspannen, behauptet sie.

„Aber Mutti, wenn du doch Kopfweh hast! Die Frau Gobrecht wird schon verstehen, dass dir heute nicht nach einer Plauderstunde ist.“

„Vielleicht tut es mir auch gut, mit ihr zu reden“, sagte die Mutter. „Außerdem hat mir der Doktor neue Tabletten verschrieben, die sehr wirksam sein sollen. Gerade eine Viertelstunde bevor du gekommen bist, habe ich die zweite genommen. Sie muss bald ansprechen.“

„Du schaust direkt grün aus im Gesicht.“

„Kein Wunder“, sagte die Mutter. „Und zu der ganzen Arbeit noch den Kummer!“

Elena schaute die Mutter fragend an. „Kummer? Was gibt's denn für einen Kummer?“

„Ach, du bist heute früh ja gleich weggelaufen, nachdem du mich zum Telefon geholt hattest wegen der Susette.“

„Ich habe es eilig gehabt zum Bus. Hab ja nicht wissen können, dass er so spät kommt!“, sagte Elena. „Was war denn dann mit der Susette? Ist sie schon wieder aufgetaucht? Was hat denn ihre Mutter von dir gewollt?“

„Die Frau Kramer war sehr aufgeregt. Sie hat verlangt, dass ich den Franz aufwecke, und zwar stante pede. Er ist heute nicht nach Innsbruck gefahren, weil die Vorlesung ausgefallen ist, so war er zu der Zeit, als sie angerufen hat, noch im Bett. Am Telefon hat sie dann lang mit ihm gesprochen. Dann hat er sich angezogen und ist sofort weg. Er hat sich nicht die Zeit genommen, mit mir zu reden. Ganz kurz, zwischen Tür und Angel, hat er mir erzählt,

dass die Bergrettung bereits alarmiert ist. Sie wollten nur warten bis es hell wird, um dann sofort mit der Suche nach Susette zu beginnen. Franz will mithelfen. Vor einer Stunde haben sie die Meldung zum ersten Mal im Radio gebracht, man hat aber noch keine Spur von ihr gefunden.“

„Dann ist sie tatsächlich verschwunden? Das ist ja entsetzlich!“, rief Elena erschrocken aus. Sie stellte die Kasserole, die Mutter für sie vorbereitet hatte, auf die Herdplatte und drehte den Knopf auf mittlere Temperatur. „Ich werde mir Tee kochen. Möchtest du eine Tasse mit mir trinken?“, fragte sie die Mutter. „Man soll viel trinken, wenn man Kopfwehtabletten nimmt.“

Während sie auf das Pfeifen des Teekessels wartete, kreisten ihre Gedanken unablässig um Susette und ihr sonderbares Verschwinden. Schließlich wandte sie sich wieder an die Mutter: „Aber warum weiß man eigentlich, dass sie – dass sie wirklich abgängig ist? Vielleicht ist alles nur ein Missverständnis?“

„Genau! Das sage ich auch immer. Es ist ein Missverständnis.“

Die Mutter zuckte mit den Schultern. „Ich bin überzeugt, das ist nur wieder eine ihrer Eskapaden. Das Auto steht noch auf dem Parkplatz bei der Gondelbahn. An der gleichen Stelle, wo sie es gestern geparkt hat. Natürlich total eingeschneit. Man hat es erst ausschaufeln müssen.“ Die Mutter faltete das letzte Leintuch zusammen. Nun waren nur mehr kleine Sachen zu bügeln, ein rundes Dutzend Taschentücher und die letzten Polsterüberzüge. „Das ist ein Wetter für Anfang März. Da blühen in manchen Jahren schon die Leberblümchen.“

„Nicht auf der Höhe der Gondelstation.“

„Nein, aber bei uns auf den sonnigeren Waldplätzen hinterm Dorf. Heuer liegt hier noch mindestens ein halber Meter Schnee.“ Unermüdlich führte die Mutter das Bügeleisen über die feuchte Wäsche, stellte es zwischendurch ab, legte die Taschentücher zusammen und türmte sie zu einem exakten Stapel. Der Wasserkessel fing zu pfeifen an, und Elena brühte die Teeblätter auf. Zwischendurch rührte sie eifrig im Topf herum, denn das Gulasch brannte sehr leicht an.

Es muss ein Missverständnis sein, dachte Elena. Was denn sonst? Susette war ja nicht eine dieser unerfahrenen Flachlandtouristinnen, die mit einer Seilbahn auf einen Berg hinauffahren und keine Ahnung haben, was es be-

deutet, im Winter auf neunzehnhundert Meter Höhe zu sein. Dazu noch in einem Schneesturm. Susette war eine sportliche und trainierte Skifahrerin, sie besaß auch ein Snowboard, das sie exzellent beherrschte. Ein Mensch wie sie weiß was er tut, kennt die Risiken und verhält sich entsprechend. Etwas anderes wäre es, wenn sie mit dem Auto unterwegs gewesen wäre. Da kann es natürlich bei diesen Straßenverhältnissen zu einem Unfall kommen. Aber das Auto stand ja noch auf dem Parkplatz.

„Ich freue mich schon auf den Frühling“, sagte sie, um die Mutter von ihren düsteren Gedanken und Sorgen abzulenken „Ich freue mich auf die Blumen und die grünen Bäume und die Forsythien.“

„In Bozen drinnen blühen die Forsythien schon“, meinte die Mutter. „Die Tante Mali hat es mir gestern am Telefon erzählt. Ich freue mich, wenn es in unserem Tal auch so weit sein wird. Aber andererseits ist es gut, dass wir endlich wieder einmal einen schneereichen Winter haben. Richtiger, echter Schnee, das ist doch etwas anderes. Den können die Schneekanonen, auch die leistungsfähigsten, einfach nicht ersetzen.“

Elena zerkleinerte die Knödel, damit sie in der Soße schneller heiß würden. Der würzige Geruch, den das Gulasch ausströmte, steigerte ihren Hunger.

„Noch drei Polsterüberzüge, dann bin ich fertig mit der Büglerei. Gott sei Dank!“, sagte die Mutter.

„Vielleicht kannst du dich nachher ein paar Minuten niederlegen“, schlug Elena vor.

„Ach ich weiß nicht, ich finde doch keine Ruhe“, sagte die Mutter. „Mir geht immer die Sache mit Susette im Kopf herum. Vor allen Dingen wegen Franz. Hoffentlich passiert Franz nichts bei der Sucherei. Nach dem vielen Neuschnee muss man mit Lawinen rechnen. Und dabei ist die Suche wahrscheinlich völlig sinnlos.“

„Aber die Suchmannschaft hat doch Erfahrung, Mutti!“

„Dass sich andere Leute wegen Susette dieser Gefahr aussetzen müssen! Und sie, sie lässt sich's inzwischen gut gehen! Womöglich ist sie mit einem anderen Mann in ein Nachtlokal gegangen, oder hat mit einer Freundin ein Spritztour gemacht? Eventuell nach München, wo sie auch Freunde haben soll, wie Franz mir einmal erzählt hat.“

„Vielleicht hat sie plötzlich Lust bekommen, nach Amsterdam zu fahren, mit dem Zug, so wie sie es schon oft gemacht hat? Geld hat sie genug, das ist kein Problem“, spann Elena die Geschichten weiter. „Weiß man, ob sie den Pass bei sich hat?“

„Keine Ahnung! Aber ich sage dir, Susette ist einfach ein verwöhntes Ding. Und dann, sie ist erblich belastet. Man braucht sich nur ihre Mutter anzuschauen. Die rührt doch überhaupt keinen Finger im Betrieb. Die Leute sagen, sie trinkt heimlich. Davon sei sie nervenkrank geworden. Das sei der eigentliche Grund.“

„Aber Mutti, vom Trinken wird man doch nicht nervenkrank!“

„Wenn man die Veranlagung dazu hat, kann man auch vom Trinken nervenkrank werden“, beharrte die Mutter auf ihre Aussage. Elena zog es vor, zu schweigen. Im Stillen überlegte sie, ob sie vielleicht jetzt mit Mutter über ihre Pläne reden sollte. Sie waren allein in der Küche, eigentlich war dies eine gute Gelegenheit. Aber andererseits, die Mutter hatte Kopfschmerzen. Sie war aufgebracht wegen Susette und sorgte sich um Franz. Außerdem konnten die neuen Gäste jede Minute eintreffen – nein, es war vielleicht doch nicht der geeignete Augenblick, der Mutter mit ihren neuen Wünschen zu kommen. Sie unterdrückte einen Seufzer und nahm sich fest vor, morgen mit der Mutter zu reden. Die Mutter riss sie aus ihren quälerischen Gedanken.

„Und jetzt ist sie süchtig nach Medikamenten. Lässt sich Beruhigungstabletten verschreiben und Appetithemmer und Aufputzmittel. Das hat mir die Liesl erzählt, und die muss es wissen.“ Liesl war die Ordinationshilfe von Doktor Wieser, dem Sprengelarzt und damit Hausarzt aller Dorfbewohner. Elena hatte einige Schulfreundinnen, die sich von ihm die Anti-Babypille verordnen hatten lassen. Er war sehr entgegenkommend. Die Rezepte passierten den Ordinationstisch, ohne dass er auch nur eine Frage nach dem Einverständnis der jeweiligen Mutter stellte.

„Also ich finde das schon schlimm, wenn die Liesl Sachen aus der Ordination weitererzählt!“, sagte Elena. Wenn die Ordinationshilfe so plauderfreudig war, nützte die ganze Diskretion des Arztes nichts. „Das fällt doch unter das Berufsgeheimnis. Oder den Datenschutz. Was weiß ich. Du solltest sie warnen. Das kann auch für sie gefährlich werden.“ „Ach geh, die Liesl hat mir das im Vertrauen gesagt, weil ich sie gut kenne und sie weiß,

dass der Franz mit der Susette geht. Außerdem redet sowieso schon das ganze Dorf darüber. So was bleibt nicht geheim. Bei dem vielen Personal, das sie haben.“

Die Mutter nahm die Wasserflasche zur Hand und bespritzte eine falsch eingebügelte Falte. „Sobald wir ein bisschen Geld übrig haben, kaufe ich mir eine Bügelmaschine!“, sagte sie mit einem kleinen Seufzer.

„Die hättest du dir schon lange kaufen können“, meinte Elena. „Als Betriebsinvestition.“

„Dabei hat ihr Mann ein schönes Hotel aufgebaut“, fuhr die Mutter fort, ohne auf Elenas Einwurf zu achten. „Wie wunderbar könnten sie zusammenleben. Ein Vier-Sterne-Hotel, eine nobel eingerichtete eigene Wohnung, keine Geldsorgen, genug Personal. Erstklassiges Personal. Ich versteh die Leute einfach nicht. Wahrscheinlich ist's reiner Übermut. Es geht ihnen zu gut! Ich hoffe nur, Franz lässt sich diese letzte Eskapade von Susette endlich eine Lehre sein und macht Schluss mit ihr.“

Das Bügeleisen fuhr zischend über die nasse Stelle. Die Mutter verstummte einen Augenblick, dann hob sie entschlossen den Kopf. „Im Dorf reden sie davon, dass die Susette Rauschgift nimmt. Ich habe bis jetzt nichts zu dir gesagt. Man soll den Teufel nicht an die Wand malen. Aber jetzt, jetzt muss ich einmal reden. Hat Franz dir davon erzählt? Stell dir vor, sie steckt ihn mit ihrer Sucht an! Die Rauschgiftsüchtigen sollen nichts lieber tun, als andere zu ihrem Laster verführen. Das habe ich gelesen. Und die Pfarrhäuserin hat es auch gesagt. Sie hat eine Schwester, der es so ergangen ist mit ihrem Buben. Also, das würde ich nicht überleben! Diese Schande würde ich nicht überleben!“

„Ach geh, Mutti“, sagte Elena. „Du darfst doch nicht alles glauben, was die Leute erzählen. Und außerdem, um Franz brauchst du dir keine Sorgen zu machen. Das ist ein Mensch, der hat seine Ziele, und davon geht er nicht ab. Das Studium, die Wissenschaft, eine interessante Arbeit –“

„Elena, bitte, schalt das Radio ein“, unterbrach sie die Mutter. Die Wanduhr hatte eben die volle Stunde verkündet. „Es kommen gleich die Nachrichten. Vielleicht gibt es etwas Neues.“

Aber es gab nichts Neues. Der Sprecher berichtete nur, dass geplant war, die Suche bis zum Einbruch der Dunkelheit fortzusetzen. Von gestern Abend

bis heute früh sei mehr als ein Meter Schnee gefallen, und auf den Bergen habe es heftige Stürme und Schneeverwehungen gegeben. Das wusste man alles schon.

Dann wurde der Einsatzleiter interviewt. Der Reporter wies darauf hin, dass sie sich an Ort und Stelle des Geschehens, in einer Höhe von zirka zweitausend Metern, befanden. Das Mikrophon fing nicht nur seine Stimme, sondern auch das Heulen des Sturms auf. Die abgegebene Erklärung ließ kaum mehr Hoffnung zu, falls Susette sich tatsächlich zu Fuß in die Nacht hinausgeben hatte. Doch gleichzeitig betonte er, dass dies nicht erwiesen war. Niemand hatte sie weggehen sehen.

„Warum hat sie denn den armen Franz noch zu sich bestellen müssen? Wenn sie plant, einfach heimlich abzuhaufen, soll sie wenigstens andere Leute nicht hineinziehen. Und sie soll ihren Eltern gegenüber zumindest eine Andeutung machen, damit die wissen, woran sie sind. Aber diese verwöhnten jungen Dinger haben nichts im Kopf als ihre eigenen Launen. Wie es den anderen dabei geht und in welche Schwierigkeiten diese dabei auftauchen können, ist ihnen egal. Mit der Suchaktion, die Susette durch ihr blödes Verhalten ausgelöst hat, setzen sich auch noch die Männer der Bergrettung enormen Gefahren aus. Und Franz bildet sich noch ein, dass sie ihn geliebt hat! Eine schöne Liebe ist das!“

Die Mutter ereiferte sich. Bis zu einem gewissen Grad konnte Elena sie schon verstehen. Man hörte ja immer wieder, dass Rettungsleute bei waghalsigen Bergungsaktionen selbst verunglückten. Aber schließlich – ändern konnte man die Situation ja doch nicht. Elena war froh, als die Türglocke läutete. Die Mutter warf einen Blick durchs Fenster und rief, für den Augenblick die Sorge um Franz vergessend: „Na so was! Das ist ja die Familie Gobrecht! Sie haben einen neuen Wagen! So ein schöner Wagen. Und die Kinder sind groß geworden! Schnell, Elena, sei so nett und räum erst das Bügelzeug beiseite, bevor du dein Mittagessen isst. Das geht ja schnell, nicht wahr. Ich muss mich um die Gäste kümmern. Und wenn du gegessen hast, mach das Küchenfenster auf und stell das schmutzige Geschirr in den Spüler, damit es nicht nach Gulasch riecht, wenn die Frau Gobrecht hier ihren Kaffee trinken will.“

Sie riss sich das Tuch vom Kopf und fuhr sich mit der Bürste kurz durchs

Haar. Dann stürzte sie zur Haustür. Ein großes Begrüßungsgeschrei begann. Wie immer, wenn die Mutter mit deutschen Gästen sprach, nahm ihre Stimme den sonderbar bemühten Ton an, der sich unweigerlich in Elenas Magen bohrte. Diese eigentümliche Verwandlung tirolererischer zu hochdeutscher Sprache verursachte ihr jedesmal Unbehagen, ja eine Art von sonderbarer Scham. So wie das Wort *reizend*, wenn die Mutter es gebrauchte. Es war einer der Augenblicke, in denen sie sich schwor, niemals, niemals so zu werden wie die Mutter.

Hinter der Tür verborgen wartete sie, bis die Gäste zu ihren Räumen hinaufgestiegen waren, dann trug sie Wäsche und Bügeleisen über den Ausgang zum großen Wandschrank, in dem sie alles fachgerecht verstaute. Sie öffnete das Fenster, füllte Gulasch und Knödelstücke in einen tiefen Teller, stellte ihn mitsamt der Teekanne und einer Tasse auf ein Tablett und trug alles auf ihr Zimmer. Sie hatte keine Lust, auf eine Begegnung mit den neuen Gästen, geschweige denn auf gemeinsames Kaffeetrinken.

„Franz! Franz! Was ist los? Mach auf! Lass mit dir reden!“

Das Schluchzen hinter der Tür stockte einen Augenblick. „Später, Elena, später. Ich kann nicht! Jetzt kann ich noch nicht!“

„Doch Franz! Lass mich zu dir! Mach auf!“

Schweigen. Schritte. Endlich, nachdem sie wieder und wieder geklopft hatte, öffnete sich die Tür. Im Zimmer brannte kein Licht, das Fenster stand offen, Schnee stäubte herein. Elena hatte als Einzige den Bruder heimkommen hören. Er hatte niemanden begrüßt, war an der geschlossenen Küchentür vorbeigegangen und hatte sich in seinem Zimmer eingesperrt. Elena hatte sein heimliches Kommen so beunruhigt, dass sie nach ihm schauen wollte.

Nun stand sie in seinem Zimmer. Sie ging zum Fenster. Von hier aus konnte man trotz der Dunkelheit das Hotel „Zur Sonne“ sehen. Auch heute flimmerte der Name in roten Lettern quer über das Dach, und aus fast allen Zimmern fiel Licht. Die „Sonne“ war immer gut belegt.

Elena schloss das Fenster, zog den Vorhang zu und knipste eine Wandleuchte an. Franz trug noch den Skidress, in dem er wohl am Morgen das Haus verlassen hatte. Die Haare hingen ihm feucht und dunkel ins

Gesicht, die Augen waren rot und geschwollen.

„Aber Franz, vielleicht – man weiß noch gar nichts Genaues. Vielleicht ist Susette bei Freunden und gut aufgehoben. Vielleicht hat sie dir einen Brief geschrieben, der unterwegs ist, und morgen mit der Post eintreffen wird. Vielleicht ruft sie in dieser Stunde noch an –“

Franz legte die Hände an die Ohren. „Hör auf, ich bitte dich, hör auf! Susette ist tot. Ich spüre es. Ich – ich weiß es!“

Elena griff nach den Händen des Bruders. „Beruhige dich! Beruhige dich! Schau, woher willst du das denn wissen, wenn sie nicht gefunden wurde? Sie ist verschwunden. Jeden Tag verschwinden Menschen und tauchen wieder auf.“

Erst kürzlich hatte das Fernsehen einen langen Bericht über dieses Thema gebracht. Nur etwas mehr als drei Prozent der Verschwundenen bleiben tatsächlich verschwunden. Alle anderen tauchen früher oder später wieder auf. Warum sollte ausgerechnet Susette unter diesen unwahrscheinlichen drei Prozent sein? Aber Franz schüttelte den Kopf.

„Komm, Franz, setz dich her zu mir. Erzähle mir alles. Vielleicht wird dir dann leichter.“ Sie nahm seinen Arm, zog ihn zur Couch hin. „Zieh dir zuerst einmal das feuchte Zeug aus, ich mach dir inzwischen heißen Tee. Heißen Tee mit Honig und einem Schuss Rum, das wird dir gut tun.“

Sie verließ das Zimmer. Der Vater war noch nicht aus dem Büro zurück; die Mutter war, kaum dass sie Frau Gobrechts Neugierde und Mitteilungsbedürfnis gestillt hatte, auf den Dachboden geeilt, um die letzte Wäsche abzunehmen und zu verräumen. Vielleicht war es besser so. Die Eltern mit ihren Vorwürfen hätten Franz womöglich noch mehr wehgetan. Elena war sehr erleichtert, in der Küche niemanden vorzufinden. Sie stellte Wasser auf, wärmte die Kanne an, maß die Blätter sorgfältig ab und kontrollierte auf ihrer Armbanduhr, wie lange der Tee ziehen musste. Sie hatte schon mit acht Jahren Tee kochen können. Die Mutter hatte es ihr beigebracht, wie die meisten Fertigkeiten, die mit Haushalt und Gästebetreuung zusammenhängen. Gab es etwas, womit sie Franz trösten könnte? Sie zermarterte sich den Kopf, aber es fiel ihr nichts ein. Nur die Hoffnung, dass Susette wieder zurückkommen würde.

„Ich bin sicher, dass Susette wiederkommt“, sagte sie, als sie Franz’

Zimmer betrat. Sie stellte Kanne, Tassen, Honigglas und Rumflasche auf den Tisch und rückte ihn näher zum Sofa. Als Kinder hatten sie sich oft gestritten. Elena war eifersüchtig gewesen, denn sie hatte immer wieder gespürt, dass die Mutter den Sohn bevorzugte. Seit er auf die Uni ging und es einfach eine Tatsache war, dass sie die Verantwortung für die Pension mitrug, hatte sich das Verhältnis grundlegend geändert. Nun war es sie, die von der Mutter bevorzugt wurde, die die Mutter ins Vertrauen zog und der sie den größeren Teil ihrer Zuneigung schenkte. Das war sehr schön, sehr schmeichelhaft, und Elena hatte daraus ihre Befriedigung ebenso wie ihre Sicherheit gezogen, Franz Tag für Tag mit Großmut zu begegnen, obwohl er offensichtlich das bessere Los gezogen hatte. Er führte das freie Leben eines Studenten, brauchte sich weder um die Gäste noch um deren Zimmer zu kümmern, geschweige denn, ihren Dreck wegzuputzen. Seit sie ihn in ihre Pläne über den Besuch der HTL eingeweiht und er ihr sein Verständnis zugesichert hatte, fühlte sie sich ihm noch enger verbunden. Sie schenkte den Tee ein, gab Honig dazu und in seine Tasse einen Schuss Rum. Sie rührte um und hielt ihm das braune, duftende Getränk hin. Franz schaute nicht einmal auf. „Erzähl mir, was passiert ist, als du Susette gestern Nachmittag gesehen hast“, bat sie.

„Das ist es ja, es ist gar nichts Besonderes passiert!“, sagte Franz. „Das macht mich ja so fertig. Ich kenn mich überhaupt nicht aus. Gestritten haben wir doch immer wieder einmal, das ist doch nichts Besonderes.“ Er fuhr sich mit den Händen durch die Haare. Zumindest den nassen Windbreaker und die Skihose hatte er nun ausgezogen, und sich einen trockenen Jogginganzug angezogen. Seine Augen waren rot verquollen, das Gesicht trotz der Bräune bleich, und die Wangen wirkten eingefallen. Er glich überhaupt nicht mehr dem Yuppie, den er doch sonst immer so gerne spielte.

„Erzähl mir einfach von Anfang an. Erzähl mir einfach, wie du den Nachmittag erlebt hast.“

„Also gut, wenn du meinst!“ Er zerrte an seinen Fingern, dass sie knacksen. Diese sonderbare Gewohnheit kannte Elena von früher, er hatte sie seit langem abgelegt. „Ich bin einige Male den Gipfelhang gefahren, obwohl das Wetter miserabel war. Keine Sicht. Schneetreiben. Aber ich habe mir gedacht, wenn ich schon da bin, dann fahre ich auch. Wenigstens hat man sich nicht

anstellen müssen beim Lift. Dann, um halb vier, bin ich in die Tanzbar bei der Mittelstation. Das war so ausgemacht. Ich war vielleicht eine Viertelstunde verspätet. Oder ein halbe, das weiß ich nicht so genau. Susette hat schon gewartet. Sie war nicht im Skidress, obwohl wir eigentlich ausgemacht hatten, gemeinsam ins Tal zu fahren. Mit ihrem Kleid fiel sie auf unter all den sportlich angezogenen Leuten. Eine Art Abendkleid, oder, richtiger, Cocktailkleid. Korallenrot, königsblau, smaragdgrün, orange. Es sah ganz toll aus. Vielleicht ein bisschen zu grell für Susette. Sie mag das Extravagante, aber nicht das Grelle. Das Kleid war neu, ich habe es nicht gekannt. Normalerweise trägt sie schwarz, wenn sie sich fein machen will. Das steht ihr auch gut, weil sie selbst so hell ist. Helle Haare und helle Augen und helle Haut. Aber in dem neuen farbenprächtigen Kleid hat sie auch wunderbar ausgeschaut. Ich habe es ihr gesagt.

Du schaust wunderbar aus.

Sie hat nur ganz leicht gelächelt. Findest du? Das freut mich. Ich habe mich schön gemacht. Heute ist ein Fest.

Ein Fest?

Ein Fest.

Den Pelzmantel hatte sie neben sich auf der Bank liegen. Ich schob ihn zur Seite, setzte mich zu ihr. Nun erst nahm ich die Skibrille ab. Mir kam es so vor, als ob sie etwas genommen hätte. Sie war nicht direkt high, aber auch nicht nüchtern. Da ärgerte ich mich. Sie hatte mir erst gestern aufs neue versprochen, den Tag durchzuhalten. Ich sagte ihr auf den Kopf zu, dass sie ihr Versprechen wieder nicht gehalten hatte. Sie bestritt es. Doch das hat sie schon oft gemacht. Ich merke genau, wenn sie etwas genommen hat, aber sie streitet es kaltblütig ab. Sie gibt ja auch nicht zu, dass sie abhängig ist. Sie behauptet, sie hätte alles im Griff, und sie könne jederzeit aufhören. Wenn sie möchte. Aber sie will nicht. Noch nicht.“

Elena riss die Augen auf. „Du hast mir noch nie gesagt, dass Susette Drogen nimmt! Im Gegenteil, als ich dich ein oder zweimal danach gefragt habe, hast du steif und fest behauptet, dass alles nur eine dumme Rederei der Leute wäre, nichts als Gerüchte, und dass Susette nicht drauf sei.“

„Ja, das habe ich gesagt. Aber das war einfach Selbstschutz. Ich konnte dir nicht die Wahrheit sagen. Damit wäre niemandem geholfen gewesen. Das ist

eine Sache, die nur sie und mich betrifft. Aber nun ist alles anders. Heute ist die Situation so, dass du alles wissen kannst, weil jede Verheimlichung ihre Bedeutung verloren hat. Es spielt keine Rolle mehr. Es ist sowieso alles aus.“

„Also hat es doch gestimmt, was die Leute redeten“, rief Elena. Sie biss sich auf die Lippen. Immer, wenn jemand aus der Klasse eine Andeutung gemacht hatte, war sie wie eine Furie dazwischengefahren. Das sind Verleumdungen. Susette ist sauber. Mein Bruder geht mit ihr, er sagt, das stimmt alles nicht. Gemeines Gerede.

„Sie hat zwischendurch immer wieder aufgehört. So wie manche Trinker, die monatelang keinen Tropfen Alkohol anrühren, und plötzlich kippen sie wieder um. Susette hat mir immer versichert, dass sie aufhören will. Ein bisschen später. Ganz aufhören. Unbedingt. Aber noch täte es ihr gut. Sie brauche das einfach, zwischendurch einen Trip.“

„Einen Trip!“ Elena rieb sich die Augen. Bei aller Sorge um Susette, bei aller Sorge um Franz, nun wollte sie sich wirklich Gewissheit verschaffen.

„Hör endlich auf, an deinen Fingern herumzuziehen“, fuhr sie ihn an. Sollte Tove doch Recht gehabt haben? *Viele Österreicher, die nach Amsterdam fahren, machen das, um sich Drogen zu besorgen.*

Franz setzte die Teetasse ab. Was hatte Elena plötzlich? Sie war doch gekommen, um ihm zu helfen. Nun sprang sie auf und lief mit Riesenschritten im Zimmer auf und ab. Plötzlich blieb sie dicht vor ihm stehen. „Schau mich an und sag mir die Wahrheit! Hat unsere Reise nach Amsterdam irgendetwas mit Susettes Drogenkonsum zu tun? Sag mir die Wahrheit!“

„Aber Elena, ich bitte dich! Elena! Bitte, quäl mich jetzt nicht noch mit diesen Dingen, die so völlig belanglos geworden sind!“

„Ich habe ein Recht, das zu wissen.“

„Aber ich bitte dich, Elena! Ich versteh nicht, worauf du hinaus willst.“

„Ich will die Wahrheit wissen, ich habe dir das schon gesagt.“

„Die Wahrheit? Oh Gott, wie großspurig. Die Wahrheit! Ich dachte, du hättest von Anfang an etwas geahnt und hättest einfach aus Klugheit geschwiegen.“

„Wie sollte ich etwas ahnen! Ich hatte nie mit diesen Dingen zu tun. Bei uns in der Klasse wurde manchmal getuschelt über Susette, dass sie an der Spritze hänge. Ich habe es immer bestritten und mich dabei auf dich

berufen. Und du hast mich die ganze Zeit angelogen!“

„Es war günstiger, niemanden einzuweihen. Auch dich nicht. Susette hat darauf bestanden.“

„So, Susette hat darauf bestanden!“

„Ja. Wenn wir zum Beispiel auf unserer Reise von Amsterdam zurück erwisch worden wären, wärest du, als die absolut ahnungslose Schwester eines Dealers, völlig unschuldig aus der Geschichte ausgestiegen.“

„Red nicht so geschwollen und spiel dich nicht so auf!“, rief Elena. Plötzlich war alles möglich geworden. „Und du, spritzt du etwa auch? Sag schon, bist du auch süchtig?“

Franz schüttelte den Kopf. „Wenn du siehst, wie ein Mensch neben dir an der Sucht zugrunde geht, und du alles Mögliche versuchst und kämpfst und tust, und alles ist umsonst – da vergeht dir die Lust auf Drogen.“

„Von Zugrundegehen habe ich bei ihr nichts bemerkt. Wenn sie in ihrem superteuren Auto mit ihrem ebenso superteuren Mantel durchs Dorf fährt, da denkt jeder: So gut wie der sollte es mir auch gehen!“ Elena schaute auf ihren Bruder hinunter, der noch immer am Tisch saß, den Kopf in die Hände gestützt, zerknittert und geschlagen. Auch für ihn spürte sie in diesem Augenblick kein Mitleid, nur Zorn. Er und Susette hatten ihr eine Reise geschenkt, eine Reise nach Amsterdam. Susette meinte, sie hätte so viel für ihn getan. Sie hätte sich das verdient. Wie gütig! Sie hatten sie über den Tisch gezogen. Im gleichen Augenblick musste sie sich selbst eingestehen, dass sie es den beiden leicht gemacht hatte, sie mit oberflächlichen Argumenten abzuspeisen. Sie war sehr schnell zufrieden zu stellen gewesen. Sie hatte das Geschenk gerne angenommen, und sich von Anfang an gehütet, den Gründen von Susettes Großzügigkeit allzu sehr nachzuspüren.

Aber nun wollte sie alles wissen. „Bevor wir zwei nach Amsterdam gefahren sind, seid doch immer ihr, du und Susette, gemeinsam gefahren. Insgesamt mindestens acht- oder neunmal. Das weiß ich ganz genau. Und dann plötzlich nicht mehr? Warum?“

„Sie wurde gewarnt. Wir wissen nicht, von wem. Vielleicht ein Freund ihres Vaters.“

Er schwieg. Dann sagte er. „Einmal ist sie auch allein gefahren. Aber zu zweit ist es leichter. Und sie hat den Stoff immer nur für sich mitgenommen.“

„Aha, ich verstehe“, sagte Elena. „Deshalb das Dirndlkleid oder das Lodenkostüm samt Trachtenhut mit Gamsbart. Sie hat sich auf nettes, junges, unschuldiges Mädchen vom Land getrimmt, um ohne Probleme durch die Grenzkontrolle zu kommen.“

„Red nicht so von Susette!“, schrie Franz seine Schwester an. „Jetzt, wo du doch weißt –“ Er verstummte. Dann fuhr er mit veränderter Stimme fort. „Sie wollte ja aufhören. Sie hat es mir versprochen. Ganz fest. Jedes Mal haben wir geglaubt, nun ist es das letzte Mal.“ Er ballte die Hände zu Fäusten, dass sich die Fingernägel schmerzhaft ins Fleisch pressten. Er schob den Tisch zur Seite und sprang auf.

„Wohin willst du gehen? Geh nicht fort. Bleib bei mir!“, bat Elena. Sie fürchtete sich vor dem Abendessen, allein mit den Eltern. Beide würden gemeine Bemerkungen machen, über Susette, deren Familie, ihren Hochmut, ihre Fehler. Noch schlimmer wäre es, wenn Franz diese Reden mitanhören musste. Doch in seiner Gegenwart würden sie ihre Gedanken wohl nicht laut werden lassen, nicht, solange man nicht Gewissheit hatte.

„Wir könnten die Nachrichten anhören, bevor wir in die Küche hinuntergehen“, schlug sie vor. „Vielleicht hat Susette sich bereits gemeldet, während du dir noch solche Sorgen machst.“

Aber Franz hob abwehrend die Hände. „Nein, nein! Ich kann das nicht mehr hören, diese unbeteiligte Stimme der Nachrichtensprecherin, die sinnlosen Kommentare. Ich weiß sowieso Bescheid. Ich brauch nichts zu hören. Ich will nichts hören.“

Mit langsamen, schleppenden Schritten ging er zum Fenster hinüber. Er lehnte die Stirn gegen das Fensterkreuz. Seine Schultern bebten. Absurderweise musste Elena daran denken, wie hübsch das beleuchtete Fenster von außen aussah. Immer, wenn sie an den frühen Winterabenden vom Einkaufen heimkam und zu den Fenstern aufschaute, freute sie sich an dem bunten Viereck, das so vertrauenerweckend, so heimelig in die Dunkelheit hinausleuchtete. Die Mutter hatte die Vorhänge selbst genäht. Der Stoff trug die Farbe von Trollblumen und war mit großen, vielblättrigen Ranken überzogen. Wenn jemand von draußen auf diese Vorhänge schaute, dachte er sicher nicht, dass dahinter ein Mensch weinte.

Franz wandte sich wieder Elena zu. „Wenn ich gewusst hätte! Wenn ich

gewusst hätte! Sicherlich trug sie sich schon länger mit diesen Plänen. Und ich habe nichts gewusst! Warum hat sie nicht mit mir darüber gesprochen!“

„Von welchen Plänen?“

„Dass sie verschwinden will. Auf irgendeine Art verschwinden. Sich den goldenen Schuss geben. Oder sich unter einen Zug werfen. Oder mit dem Wagen über eine Brücke stürzen.“

„Franz! Jetzt hör doch auf! Du steigerst dich da in Ängste hinein, die völlig irre sind. Im Radio haben sie gesagt, dass ihr Auto auf dem Parkplatz steht.“

„Ja. Das Auto steht auf dem Parkplatz. Unversperrt. Der Schlüssel lag im Handschuhfach, mitsamt den Papieren. Sie sagte, ich solle mit den Skiern ins Tal fahren, sie würde die Gondel benützen. Eine andere Möglichkeit hatte sie sowieso nicht, wieder ins Tal zu kommen. Sie behauptete, müde zu sein und früh schlafen gehen zu wollen. Und sie wollte sich deshalb am Abend nicht mehr mit mir treffen.“

„Und du hast nicht gemerkt, dass irgendetwas nicht mit ihr stimmte?“

„Du weißt ja, wie gut sie sich verstellen kann. Du hast mir selbst vorhin gesagt, dass sie aussieht, wie jemand, der zu beneiden ist.“

„Und dann hast du sie allein gelassen da oben in dem Lokal, unter den feiernden und tanzenden Leuten?“

„Ja.“ Franz presste sich die Fäuste gegen die Augen. „Heute könnte ich mich ohrfeigen dafür. Aber gestern dachte ich, ist ja logisch, dass ich mit den Skiern abfahre. Wenn sie sich nicht an die Abmachung hält, fahre ich eben allein. Soll sie von mir aus machen was sie will. Das habe ich mir gedacht. So dumm, so herzlos habe ich mich verhalten.“

Ja, das war wirklich dumm und herzlos, dachte Elena für sich. Zu Franz meinte sie: „Nichts von dem, was du erzählst, ist ein Beweis dafür, dass ihr wirklich etwas zugestoßen ist.“

„Wäre ich nur bei ihr geblieben und hätte dafür gesorgt, dass wir beide mit der Gondel ins Tal fahren.“

Die warmen, gedämpften Farben – der dunkelrote Couchüberwurf, das zart geblümete Tischtuch, die blaue Teekanne mit den dazu passenden Tassen, die rankenüberzogenen Vorhänge mitsamt dem buntscheckigen Fleckerlteppich gaben dem Zimmer die Atmosphäre einer Kinderstube.

Franz war ein trauriges Kind, das sich Vorwürfe machte, das weinte und jammerte und nicht wusste, wie es seine Fehler gutmachen sollte. Doch er saß in der Wärme, umsorgt, geborgen, geliebt. Susette aber ...

Elena hielt es plötzlich nicht mehr aus. Nun war sie es, die zum Fenster stürzte, die Vorhänge zurückschob. Mit brennenden Augen starrte sie zu dem von Scheinwerfern angestrahlten Hotel „Zur Sonne“ hinüber, unter dessen breitem Dach Susette gelebt hatte. So groß und mächtig stand es da, unerschütterlich mit seinen schweren weißen Mauern, seinen mit Holzschnitzereien verzierten Balkons, den ausladenden Erkern.

„Noch brauchen wir die Hoffnung nicht aufzugeben“, sagte sie, mehr zu sich als zum Bruder. Der schüttelte den Kopf.

„Ich habe dir noch nicht alles erzählt, Elena. Ich bin heute früh, gleich nach dem Anruf von Susettes Mutter, noch einmal auf die Bergstation gefahren. Ich habe eine der ersten Gondeln erwischt. Ich bin in den Saal gegangen, wo ich Susette gestern verlassen habe. Kein Mensch war da, das Lokal hatte noch geschlossen, aber die Tür war nicht versperrt. Auch das Licht brannte. Ich wartete, und bald kam die Kellnerin, die uns bedient hatte, mit einem Kübel Wasser herein. Sie ist nicht aus dem Tal, aber sie arbeitet schon seit Saisonbeginn im „Café Viktoria.“ Als sie mich sah, wurde sie ärgerlich. Sie meinte, ich wolle etwas trinken oder so, und sie musste erst aufräumen. Als ich ihr Susette beschrieb, änderte sich ihr Verhalten. Sie erinnerte sich sofort an sie. Jeder erinnert sich an Susette. Sie wusste von nichts, sie war erst aufgestanden, ohne Nachrichten zu hören, ohne mit jemandem zu reden. Sie hatte auch noch keine Zeitung zu Gesicht bekommen.“

„In der heutigen Zeitung steht sowieso noch nichts“, erinnerte ihn Elena.

„Ja. Alles, was man bis jetzt in der Öffentlichkeit weiß, hat man über das Radio erfahren. Polizei und Rettungsmannschaft waren eben erst alarmiert worden und hatten auch noch keine Gelegenheit gehabt, die Leute aus dem Lokal zu befragen. Sie hat also nichts gewusst über das Verschwinden von Susette. Aber als ich mich nach Susette erkundigte, schaute sie mich aufmerksam an und fragte ihrerseits, ob ich der Franz sei. Ich bejahte, und sie erzählte, dass Susette etwa eine Stunde, nachdem ich weggegangen war, plötzlich von ihrem Platz verschwunden sei. Sie habe sie aber nicht weggehen sehen. Vorher hätte sie ein paar Worte auf die Papierserviette ge-

schrieben, die sie in diesem Lokal als Unterlage für Essteller und Besteck verwenden. Weil Susette einen Tausender darunter geschoben hatte, war es Ehrensache für sie, die Serviette gut aufzubewahren. Sie hätte schon gehaut, dass der Franz sich bei ihr melden würde, sagte sie und lächelte dabei. Wie gesagt, sie wusste noch von nichts. Sie führte mich hinter den Schanktisch und kramte aus einem mit Bierdeckeln und Aschenbechern gefülltem Fach die in der Mitte gefaltete und mit einer Büroklammer zusammengeheftete Serviette heraus. Auf der Rückseite trug sie die Zeile: Zu übergeben an Franz. Es war eindeutig ihre Handschrift.“

Er schwieg einen Augenblick. Dann fuhr er fort: „Ich habe mich bedankt und die Serviette eingesteckt und der Kellnerin eingeschärft, sie solle mit niemandem darüber sprechen, denn das sei offensichtlich im Sinne Susettes. Ganz gleich, was passiere, sie solle niemandem etwas von dieser Serviette erzählen. Sie hat ein bisschen komisch geschaut, aber sie hat es mir versprochen.“

„Warum wolltest du, dass sie darüber nicht redet?“

Franz zuckte die Schultern. „Weiß eigentlich auch nicht. Es ist mir halt lieber. Die Kellnerin hat wirklich den Mund gehalten, die tausend Schilling, du verstehst. Sie hat niemandem etwas gesagt, auch der Polizei nicht. Sonst hätten es die Reporter schon in alle Winde hinausposaunt. Ich bin auf die Toilette hinaus und habe dort die Klammer entfernt und die Botschaft gelesen. Es waren nur drei Zeilen.“

„Hast du die Serviette noch?“

Franz nickte. „Ich habe sie versteckt. Willst du sie sehen? Aber auch du darfst mit niemandem darüber reden.“

„Versprochen!“

Franz ging zu seinem Schreibtisch, der in der einen Ecke des Zimmers stand, und riss die verklemmte obere Schublade mit einem Ruck heraus. Papiere flatterten zu Boden. Er schob Elena ein längliches Kuvert zu.

„Da! Mach es auf! Aber noch einmal: Kein Wort darüber! Zu niemandem!“

Das Kuvert war nicht zugeklebt. Die Serviette, ein mit roten Punkten übersätes ovales Papier, raschelte beim Entfalten. Ihre Augen flogen über die paar Zeilen, kräftiger violetter Filzstift, an den Rändern leicht zerflossen, fliegende, nach rechts geneigte Buchstaben.

Was ich zum Weggehen brauche?

Nichts als ein Tuch, gewoben aus Kälte, aus Stille

Susette

Das schaut doch so nach Theater aus, wollte Elena schon sagen, besann sich aber noch rechtzeitig. Auch die Mutter würde die Worte so verstehen. Schmus und Kitsch. Susette will sich wieder einmal in Szene setzen.

„Verstehst du jetzt, warum ich sicher bin, dass sie sich etwas angetan hat? Dass sie wirklich weggegangen ist?“, fragte Franz. „Weggegangen für immer.“

„Also ich seh das ganz anders“, begann sie vorsichtig. „Susette, nun, sie hat es gerne, wenn alles sich um sie dreht –“

„Du hast Susette nie verstanden! Genauso wenig wie die anderen sie verstanden haben!“, brauste Franz auf. „Kann schon sein, dass sie will, dass man sich um sie kümmert. Aber das hängt damit zusammen, dass sie eben sehr sensibel ist. Genauso wie ihr Gefährdetsein, ihr Unglücklichsein. Die Gefühllosen, die Denkschwachen, die Rohen – die können leicht unbeschädigt durchs Leben gehen!“

Elena schwirrte der Kopf. Wenn Franz wirklich Recht hatte? Er kannte sie schließlich gut, viel besser als sie. Schließlich hatten auch Jannys Worte ihr eine Seite von Susette aufgezeigt, die sie nie gesehen hatte.

Franz wandte sich ab, ging nochmals zum Fenster hinüber und zog die Vorhänge zurück. Er öffnete die Flügel. Nass-feuchte Luft strömte herein. Elena stellte sich neben ihn. Sie hatte die Serviette sorgsam gefaltet in das Kuvert zurückgesteckt.

„Ihre Eltern hoffen noch auf einen guten Ausgang“, sagte Elena und deutete zum „Hotel Sonne“ hinüber. Auch drüben hatte man eine Tür oder ein Fenster geöffnet, Musik tönte herüber. Der enorme Schneefall der letzten Tage, über den halb Europa via Fernsehen informiert worden war, hatte viele kurzentschlossene Urlauber angezogen. Franz antwortete nicht. Da schwieg auch sie und schaute an ihm vorbei in die Vergangenheit.

Susette schreibt ihre Botschaft auf ein zufällig herumliegendes Papier. Dann nimmt sie den Geldschein aus der Geldtasche und schiebt ihn mitsamt der gefalteten Serviette unter das Weinglas. Sie steht auf, ohne mit irgendjemandem ein Wort zu wechseln, und nimmt den Mantel an sich.

Diesen Mantel, der im Herbst einige Tage Thema des Dorfklatsches gewesen war, bis sich die Gattin des Postwirtes und Töchter und Gattinnen anderer Dorfgrößen Mäntel oder zumindest Jacken ähnlicher Art zugelegt hatten. Sie legt ihn über die Schultern und bahnt sich ihren Weg, zwischen tanzenden und lachenden Menschen hindurch, macht die Tür auf, eine schwere Holztür, dem Stil des Lokals angemessen, im Tirolerlook gehalten. Elena kennt sie von ihren Besuchen in diesem beliebten Lokal. Susette tritt über die Schwelle. Der Schnee fällt beinahe waagrecht im Sturm, eine Böe erfasst ihr Haar. Es ist ein seltsames Licht in diesen Nächten, wenn orkanartige Schneestürme über die Berge toben, ein weißes Licht, aber stumpf, ohne Leuchten. Der letzte unentwegte Skifahrer hat seine Skier längst abgeschnallt und lässt sich's wohl sein in der behagliche Wärme der Gaststuben. Sie überquert die Piste, die man nicht sieht, nur ahnen kann. An den Füßen trägt sie zierliche Stiefeletten, aber mit profilierter Sohle und flachen Absätzen. Sie muss schon zu Hause alles geplant haben. Unter dem warmen, schützenden Mantel das Kleid in den kräftigen, bunten Farben. Korallenrot, Königsblau, Smaragdgrün, Orange. Sie steigt den Hang bergauf. Sie kennt sich aus. Als Kind hat sie hier im Sommer Preiselbeeren gesammelt, und seit ihr Vater und andere finanzkräftige Leute die Gondelbahn errichteten, fährt sie jeden Winter hunderte Male über diese Hänge zu Tal. Sie verlässt die Piste auf der Höhe einer flachen Kuppe. Der Schnee, obwohl nicht präpariert, trägt sie, denn er ist windgepresst und hart. Nun hat sie den Wind im Rücken. Sie geht noch einige hundert Schritte weiter, zu einer weiten sanften Mulde, die im Frühling von Küchenschellen und Anemonen bedeckt ist. Sie zieht den Mantel aus. Sie spielt nicht. Es ist ihr ernst mit dem Sterben. Sie legt den Mantel neben sich. Bald wird Elena erfahren, dass man ihn als Erstes entdeckte, einen silbernen rauchigen Schimmer, überweht von Schnee. Weint sie? Sie hat keine Zeit. Sie will schnell machen. In der Handtasche hält sie die Spritze bereit. Sie hat Übung. Sie legt sich flach in den Schnee. Keine Sterne.

Wenn sie wenigstens die Sterne gesehen hätte, dachte Elena, und wusste im gleichen Augenblick, wie unsinnig dieser Wunsch war.

An diesem Tag wollte es nicht hell werden. Vor einer Weile hatte es ein bisschen geschneit, aber jetzt regnete es. Der Regen lief in schlängelnden

Rinnsalen über die Seitenfenster des Wagens, in dem Elena saß. Neben ihr Franz, vor ihr die Eltern. Der Vater chauffierte. Immer, wenn die Eltern das Auto gemeinsam benützten, fuhr er. Neben ihr saß Franz steif da in seinem dunklen Trenchcoat, den er sich von einem Studienkollegen aus der Stadt geliehen hatte, und der ihm genau passte. Er hatte seine Hände auf die Knie gelegt und starrte einzig auf den Nacken seines Vaters. Er wirkte wie versteinert. Elena schob ihre schwarz behandschuhte Hand auf seinen Arm, da wandte er sich ihr kurz zu, aber im nächsten Augenblick schaute er schon wieder geradeaus. Elena dachte an ihre zwei einzigen Fahrten zu dritt, als Susette sie zum Bahnhof nach Innsbruck gebracht und nach der Reise wieder abgeholt und nach Hause gefahren hatte. Ob sie bereits damals an ein Verschwinden gedacht hatte? Nein, das konnte Elena nicht glauben. Susette hatte ganz normal gewirkt, sogar fröhlich. Es hatte ihr offensichtlich Spaß gemacht, das Gaspedal zu treten und die Kurven so scharf zu fahren, dass der Wagen ein bisschen ins Rutschen kam und sie ihn wieder, aber sehr spielerisch, sehr souverän, in die richtige Spur bringen musste. Als Elena auf ihrem Rücksitz vor Schreck aufgeschrien hatte, war das für Susette eine zusätzliche Belustigung gewesen. Sie hatte laut gelacht und sie gleichzeitig beruhigt: Ich habe den Wagen im Griff! Ich habe alles im Griff!

Sie wären besser zu Fuß gegangen, vom Haus bis zur Kirche ging man höchstens zehn Minuten. Aus Gewohnheit, oder weil es alle taten, hatten sie den Wagen genommen, und nun waren sämtliche Abstellplätze vor dem Friedhof besetzt. Sie mussten drei Gassen weiter fahren und das Auto unerlaubterweise am Parkplatz des Supermarktes stehen lassen. Zum Glück hatten sie zwei Regenschirme dabei.

Franz holte das Bouquet, das die Mutter gestern in der Blumenhandlung bestellt hatte, aus dem Kofferraum. Es war ein großer Strauß wunderschöner Rosen. Die Eltern wollten sich nichts nachsagen lassen. Elena hielt den Schirm über ihn und die Blumen. Der Regen war stärker geworden und verwandelte die weiße Pracht von gestern in eisigen Schneematsch, der die Straße knöchelhoch bedeckte. Stumm gingen sie die Gasse hinauf, voran die zwei Geschwister, hintendrein die Eltern.

Man hatte den Sarg in der Mitte der Kirche, direkt vor dem Hochaltar, aufgestellt. Er ruhte auf einem Podest. Vor ihm türmten sich unzählige

Kränze, ein Meer von Blüten. Der Sarg selbst war aus hellem Holz, denn Susette war eine unverheiratete Frau, also offiziell eine Jungfrau, und als solcher schrieben ihr die Bräuche einen hellen Sarg zu. Ein riesiges Bouquet weißer Rosen schmückte ihn.

Es war nicht einfach gewesen, ein kirchliches Begräbnis zu bekommen. Auch eine großzügige Spende für die Renovierung der Orgel bewirkte nicht viel. Erst als die Eltern den Pfarrer überzeugten, dass kein geplanter Selbstmord, sondern das Zusammenwirken unglücklicher und tragischer Umstände zum Tod Susettes geführt hätten, konnte er es seinem Gewissen gegenüber verantworten, sie in geweihter Erde und mit allen Zeremonien, die seine Kirche den Verstorbenen und ihren Angehörigen bot, zu bestatten. Man hatte Susette zwei Tage nach ihrem Verschwinden von Flugschnee überweht in einer flachen Mulde liegend aufgefunden. Die Todesursache wurde ermittelt, aber niemand konnte mit Sicherheit sagen, in welcher Absicht Susette das Lokal verlassen und den Spaziergang angetreten hatte. Bei der Obduktion waren im Blut deutliche Reste von Acid und Alkohol festgestellt worden, doch der Tod war durch Erfrieren eingetreten. An Vermutungen und an Gerüchten fehlte es nicht, auch die Zeitungen stellten gewagte Hypothesen auf, allein, Gewissheit war nicht zu gewinnen. Die Menschen, die Susette an ihrem letzten Abend gesehen und gesprochen hatten, trugen nichts zur Aufklärung bei. Auch wenn sich viele Gäste des „Café Viktoria“ an die junge Frau in ihrem auffälligen Kleid erinnern konnten, so blieben doch alle ihre Aussagen verschwommen und ungenau, selbst jene der Kellnerin und des Freundes.

In der ersten Reihe der Kirchenbänke saßen die Eltern. Beide ganz in Schwarz. Die Mutter, groß, schmal und zart, trug einen Hut, dessen dichter Schleier das Gesicht verbarg. Der Vater hatte einen dunklen Mantel an. Er hielt den Hut in der Hand und hatte den Kopf tief gesenkt. Sein Haar war grau und schütter. Elena hatte es nie in dieser Deutlichkeit gesehen. Seine Wangen, wiewohl gut gepolstert, wirkten eingefallen und blass. Beide hielten sich nahe aneinander. Elena dachte an die bösen Gerüchte, die man sich im Dorf von Susettes Mutter erzählte, über ihre Krankheiten und ihren Medikamentenkonsum. Sie lebte schon seit Jahren sehr zurückgezogen, aber das schien die Klatschsucht der Leute eher noch anzustacheln. Susette war

die einzige Tochter ihrer Eltern gewesen. Nun waren sie ganz ohne Kind.

Links und rechts von den Eltern hatten die näheren Verwandten und die engsten Freunde Platz genommen. Franz aber hielt sich im Hintergrund. Elena wusste von Franz und auch aus zahllosem Gewispere und Getratsche, dass Susettes Eltern, wie seine eigenen, ihre Liebe irgendwie zur Kenntnis hatten nehmen müssen, aber sie nie wirklich akzeptiert hatten. Sie waren die ganze Zeit überzeugt gewesen, dass sich Susette von Franz wieder trennen würde. Das war wahrscheinlich der einzige Punkt, in dem sich die beiden Elternpaare einig waren.

Die Kirche war voll mit Trauergästen, darunter viele junge Leute, einige aus der Stadt, Studienkollegen. Auch aus den umliegenden Weilern und Dörfern waren die Leute gekommen. Susettes Vater war durch seine geschäftlichen Verbindungen im ganzen Tal bekannt. Aber auch Susette kannte man. Sie hatte viel Ärgernis erregt. Ihr Verhalten war von vielen im Tal als arrogant und hochnäsiger angesehen worden, man hatte ihren vermuteten Drogenkonsum und ihr extravagantes Auftreten verurteilt. Aber nun war sie tot. Nun konnte sie einem Leid tun. Man erinnerte sich an andere Dinge, die ihr Dasein ebenfalls bestimmt hatten. Das sollte man nicht vergessen. Sie war so etwas wie ein Star gewesen für diesen in der ganzen Welt bekannten Fremdenverkehrsort: Ihr, wenn sie es darauf anlegte, gewinnendes Auftreten, ihre großen dunkelblauen Augen, ihre blonden Haare, mit denen sie so gerne spielte. Wenn sie in ihrem Wagen mit zurückgeschlagenem Verdeck durch das Dorf fuhr, war alle Aufmerksamkeit auf sie gerichtet. Die Leute hatten nur so geschaut. Ihre wilden Abfahrten im Winter, ihre Drachenfliegerei im Sommer wurden von allen bestaunt. Den Drachenflieger mit der Zeichnung eines Adlers an der Unterseite hatte sie selbst entworfen, und ihr Vater hatte ihn von einer Firma in Deutschland extra für sie bauen lassen. Das war schon zwei Jahre her, aber die Leute hatten es nicht vergessen. Im letzten Sommer hatte man sie nicht mehr in den Lüften herumfliegen gesehen. Manchen tat es Leid darum. Ein Fremdenverkehrsort lebt auch von der Atmosphäre, die ein mondäner Lebensstil etlicher seiner Bewohner hervorzaubert. Paragleiten. Drachenfliegen. Snowboarden. Rafting. Mondänes Fluidum – wenn man schon keinen Golfplatz besaß, weil etliche Sturschädel von Naturschützern und Bauern ihn verhinderten. Einige Jahre hatte Susette geglänzt, und auch

die Touristen hatten ihren Glanz wahrgenommen. Darüber hatte Freude geherrscht im Dorf, man war, bei aller Häme, stolz auf sie gewesen, auch wenn es nie so richtig ausgesprochen worden war. Nun konnte ihr das niemand mehr sagen. Sie war unerreichbar geworden. Selbst die Chefin des Konkurrenzbetriebes vergoss angesichts dieser unumstößlichen Tatsache ein paar bittere Tränen.

Die Tür zur Sakristei öffnete sich, acht Ministranten strebten paarweise dem Altar zu. Hinter ihnen schritt der Pfarrer im Trauerornat einher. Er ging zum Altar, legte ein Buch darauf und schien dann still zu beten. Zur gleichen Zeit setzte Orgelmusik ein, eine Fuge, sehr laut. Etliche Minuten spielte der Lehrer, bei dem Susette als kleines Mädchen Rechnen und Schreiben gelernt hatte, diese eindringliche Melodie, dann verstummte die Musik. Der Pfarrer hob den Kopf und begann die Messe zu zelebrieren; die Ministranten folgten ihm auf seinen kurzen Wegen hinter dem Altar mit gemessenen Schritten. Wieder spielte die Orgel, der Kirchenchor begleitete die Handlung mit Gesang. Die meisten der Trauergäste warteten gespannt auf die Ansprache. Der Pfarrer war als glänzender Prediger bekannt, aber man kannte auch seine eigenwilligen Ansichten und wusste um die Schwierigkeiten, die er den Eltern wegen der Bestattung gemacht hatte. Endlich war es doch so weit. Er enttäuschte seine Gemeinde nicht. Es waren wohlklingende, sanfte und freundliche Worte, die er den Trauergästen sagte. Er sprach die Eltern an, ermahnte sie, sich in Gottes Willen zu fügen und erinnerte sie an die Auferstehung in einem anderen Leben. Zum Schluss wandte er sich direkt an Susette. Elena, die von der Mutter angehalten wurde, jeden Sonntag die Messe zu besuchen, konnte sich nicht erinnern, Susette in den letzten drei, vier Jahren auch nur ein einziges Mal in der Kirche gesehen zu haben – im Gegensatz zu ihren Eltern, die fleißige Sonntagskirchengeher waren. Der Pfarrer aber war fest überzeugt, dass Susette gläubig gewesen war, redete von tragischen, unverschuldeten Umständen und versprach ihr die ewige Seligkeit.

Zum Schluss besprengte er den Sarg mit Weihwasser. Dann traten vier Männer heran, alles nächste Verwandte der Familie. Sie hoben den Sarg samt dem Rosenbouquet hoch und setzten ihn auf die Schultern. Die Trauergäste standen in ihren Kirchenbänken auf und drängten sich im Mittelgang. Der

Platz wurde knapp. Langsam bewegte sich die Prozession dem Ausgang zu, voran schritt der Pfarrer mit den Ministranten, dann die Träger mit dem Sarg, gleich dahinter die Eltern und nächsten Verwandten. Franz hielt sich auch jetzt ziemlich weit hinten. Während Elena nicht von seiner Seite wich, waren ihre Eltern irgendwo in der Menge verschwunden. Es war ein langer Zug von Trauergästen, der sich den schmalen Gang des Friedhofes hinaufbewegte. Wie der Sprecher des Wetterberichts am Morgen verkündet hatte, war nun tatsächlich eine leichte Beruhigung eingetreten. Der Regen hatte aufgehört, und ab und zu kam sogar ein schwacher, milchiger Sonnenschimmer durch die Nebel.

Der Pfarrer betete vor, und die anderen antworteten mit dumpfem, vielstimmigem Gemurmel. Dazwischen war immer wieder das Schluchzen von Frauenstimmen zu hören. Obwohl der Friedhof nicht groß war, schien Elena der Weg zum Grab endlos. Auch hier hatte sich der Schnee in glitschigen Matsch verwandelt, dessen nasse Kälte selbst durch festes Leder und dicke Socken drang. Vor dem geöffneten Familiengrab der Kramers hielt der Zug endlich an. Der Sarg wurde auf Holzbretter gestellt, die über der Grube lagen. Dann zogen die vier Männer starke Gurte unter dem Sarg durch und legten sie sich über die Schultern. Einer entfernte die Bretter, und sie ließen den Sarg in die Erde hinuntergleiten. Sie machten das alles lautlos und ganz ruhig. Eine Gruppe von Bläsern der Musikkapelle begann zu spielen. Als sie fertig waren, ergriff der Pfarrer nochmals das Wort. Diesmal war es nur eine kurze Ansprache, umrahmt von Segnungen. Nach dem letzten Gebet nahm er einen bereitgestellten Wedel und sprengte einen Regen von Weihwasser auf den Sarg hinunter. Dann ging er zur Seite, und die Eltern traten hinzu und taten wie er. Der Vater hatte den Arm um seine Frau gelegt. Er musste ihr die Hand führen, so sehr zitterte sie. Elena, von Mitleid überwältigt, presste die Finger in die Innenfläche der Hand, um nicht laut aufweinen zu müssen.

In der Nacht von Susettes Verschwinden hatte entsetzliches Wetter geherrscht. Grimmige Kälte, Wind, Schneesturm, Nebel. In ihrem Kummer schob Elena Susettes Tod auf die Unbill des Wetters. Ein Sternenhimmel hat etwas Tröstliches. Wie an dem Abend, an dem Franz ihr den Tod Susettes mitgeteilt hatte, hing sie für einen Augenblick der Hoffnung nach, dass

Susette, wäre ihr der Anblick dieses funkelnden, sternenübersäten Himmels-
gewölbes vergönnt gewesen, vielleicht doch Lust bekommen hätte, weiter-
zuleben.

An manchen Morgen, wenn Elena aufwachte, und vom Fensterbrett her
glänzte die Sonne, sog sie begierig die frische Luft ein, und das Herz wurde
ihr weit. Da konnten Böden zu wischen sein oder Betten zu überziehen und
Waschbecken mit Schmutzrändern zu scheuern – sie wusste einfach, dass es
gut war, zu leben. In ihrem Zimmer, wo niemand sie beobachten konnte,
breitete sie die Arme aus, wirbelte im Zimmer herum. Wie wunderbar war
das Leben. Nun ja, nicht gerade dieses, das sie heute erwartete. Gästezimmer
aufzuräumen war unangenehm, lästig, sie hasste es. Aber das Leben selbst,
die frühen Morgen im Sommer, ein Gang durch den Garten, wo die Gräser
glänzten und die dicken Pfingstrosen mit ihren stabilen Köpfen nickten und
die Sonnenstrahlen auffingen und die ganze Welt nach Frische duftete,
das war herrlich. Und das alles hatte Susette einfach weggeworfen. Dabei
brauchte sie nie den Schmutz anderer Leute wegzuputzen. Im Gegenteil,
andere Frauen, die Zimmermädchen des Hotels, räumten ihr Appartement
auf. Dazu hatte Susette auch noch die Liebe in der Person von Franz. Elena
sprach mit niemandem darüber, aber sie dachte oft an die Liebe. Sie erwartete
sie. Wie schrecklich traurig, wie verzweifelt musste Susette gewesen sein, dass
all das glänzende Leben, das Studium in der Stadt, die Liebe zwischen ihr
und Franz, das schöne Appartement, das viele Geld, die Reisen und ihre
tollen Ski und die Snowboards und ihr Fluggerät mit dem Adler, dass das
alles sie nicht hatte halten können.

Elena tat das Herz weh. Nie mehr würde Susette im Haggensee
schwimmen, einem Wasser, das so grün war wie die Erlen ringsum und von
Sonnenlicht durchflutet. Nie mehr würde sie durch einen sommerlichen
Gewitterregen laufen oder ihren Wagen in halsbrecherischer Fahrt über die
Bergstraßen jagen. Nie mehr spüren, wie das Herz bis zum Hals klopft vor
Lust, oder auch vor Angst. Elena schaute auf Franz. Sie versuchte, noch näher
zu rücken, sodass sein Arm ihren Arm berührte. Er war ihr ein Trost. Nieder-
geschlagen und vor Trauer ganz abwesend, war er ihr doch ein Trost: Er hatte
Susette geliebt und war von ihr wiedergeliebt worden, und auch wenn diese
Liebe nicht ausgereicht hatte, sie zu retten, so war Franz ihr doch eine Freude

gewesen. Vielleicht die wichtigste in den letzten Monaten ihres Lebens. Das sagte sie ihm dann auch. „Franz, sei nicht so traurig, du bist Susette eine Freude gewesen.“

Er wandte ihr sein Gesicht zu. „Ich glaube, dich hat sie auch gemocht“, sagte er. Es war eine Lüge, er wusste es wohl. Elena war ihr gleichgültig gewesen, wie ihr so vieles in ihrem Leben gleichgültig geworden war. Und Elena ließ sich auch nicht täuschen. Sie schüttelte den Kopf. „Mich hat sie nie richtig wahrgenommen. Du warst ihr wichtig, Franz. Dich hat sie geliebt.“

Die Leute hinter ihnen drängten nach vorn. Sie wollten den Eltern ihr Beileid aussprechen, um endlich heimgehen zu können. Ein kalter Wind wehte plötzlich vom Norden her, die Temperatur musste in der halben Stunde, die sie am Friedhof gestanden waren, gefallen sein, denn auf den Pflügen bildete sich schon wieder eine Eisschicht. Außerdem hatte man genug getrauert. Daheim warteten die warme Stube, eine Kanne voll heißem Tee mit Rum und eine ordentlichen Jause. Es wartete der Fernseher mit seinen vielfältigen Programmen, eine wunderbare Möglichkeit der Zerstreuung und der Aufheiterung, die man nötig hatte nach diesem trübseligen Nachmittag.

Als Franz und Elena zum Parkplatz kamen, saßen die Eltern bereits ungeduldig im Auto. Der Motor lief und die Heizung strömte angenehme Wärme aus. „Na, da seid ihr endlich. Wir wären beinahe ohne euch gefahren“, sagte der Vater, während er ungeduldig mit allen zehn Fingern gegen das Lenkrad trommelte.

„Dein Rosenbouquet, Franz, war wunderschön. Die Blumenhandlung war unverschämt, was den Preis angeht, aber es war wirklich wunderschön“, sagte die Mutter. „Ich glaube, es war das schönste Bouquet überhaupt. Außer vielleicht dem Bouquet auf dem Sarg.“

Franz, der seinen Platz im Fond bereits eingenommen hatte, legte die Hände auf die Knie und tat, als ob er Mutters Worte überhörte. Der Vater versuchte, den Wagen aus der Parklücke herauszumanövrieren. Ein schwieriges Unterfangen, denn die Leute hatten wieder einmal äußerst rücksichtslos geparkt. Nur mit allergrößter Vorsicht konnte er das große Auto im Rückwärtsgang durch den schmalen Fahrstreifen dirigieren.

Plötzlich richtete sich Franz ein wenig auf. „Ende der Woche geht die Frist für die Einschreibung zu Ende.“

„Für welche Einschreibung?“, fragte die Mutter.

„Für die Einschreibung in die HTL“, sagte Franz. „Elena möchte ab Herbst die HTL besuchen. Sie hat es euch noch nicht gesagt. Aber nun ist es höchste Zeit, dass ihr es endlich erfährt.“

„HTL? Einschreibung?“ Die Mutter schüttelte den Kopf. „Was sind denn das für Ideen? Das sind mir Neuigkeiten! Davon höre ich heute zum ersten Mal!“

„Elena hat zuerst mit mir darüber gesprochen. Sie wollte es euch schon vor vierzehn Tagen sagen. Sie hat es immer wieder verschoben.“

Die Mutter drehte sich auf ihrem Sitz um und schaute Elena mit erstaunter und vorwurfsvoller Miene an. „Ich versteh überhaupt nichts!“

Der Vater schwieg, er musste sich auf die Massen von Blech konzentrieren, die ihn nach dreimaligem Reversieren noch immer in drangvoller Enge umzingelten.

„Zuerst habe ich es verschoben, Franz hat es schon gesagt. Und dann habe ich nicht mehr daran gedacht. Die Aufregung in den letzten Tagen...“, murmelte Elena verlegen. Es war eine Ausrede. Natürlich hatte sie daran gedacht, Tag und Nacht hatte sie daran gedacht. Aber in all der Trauer und der Verzweiflung rundum hatte sie es einfach nicht gewagt, von ihren Plänen zu sprechen.

„Es ist aber wichtig, daran zu denken“, sagte Franz. „Wenn man die Frist versäumt, ist nichts mehr zu machen. Die Schulbehörde verfährt hier streng und unnachsichtig.“

Elena zupfte Franz am Ärmel. „Ach Franz, lass nur. Vielleicht reden wir ein anderes Mal darüber. Morgen. Oder übermorgen.“ Eben hat man Susette begraben. Was zählt denn neben dem Tod eines Menschen?

„Ich weiß wirklich nicht, was das soll“, sagte der Vater mit ungewöhnlich scharfer Stimme. Inzwischen hatte er die freie Straße gewonnen. „Was soll das denn? Willst du deine Mutter fertig machen? Sie hat seit der Früh schon Kopfweg, sie fühlt sich elend, und jetzt kommt ihr plötzlich mit diesen hirn-rissigen Ideen daher.“ Die Mutter sagte: „Wir haben doch schon längst beschlossen, dass Elena nach der Polytechnischen daheimbleibt, um mir zu

helfen, wenn sie doch dann die Pension übernimmt. Elena, du warst doch einverstanden! Was ist denn jetzt auf einmal los?“

„Und überhaupt! Denk einmal selbst! Die HTL dauert fünf Jahre! Fünf Jahre!“

„Und das, nachdem du praktisch ein Jahr mit dieser Polytechnischen versäumt hast.“

Der Vater nahm die rechte Hand vom Lenkrad und schlug sich gegen die Stirn. „Hirnrissig ist das. Einfach hirnrissig!“

„Und wir, wir rackern uns ab, Vater und ich, wir arbeiten und sparen, damit du dich nur ins gemachte Nest setzen brauchst.“

„Und das alles zu diesem Zeitpunkt. Das versteh ich schon überhaupt nicht.“

„Der Zeitpunkt ist logisch“, sagte Franz.

„Aber warum, Elena? Warum willst du mir nichts, dir nichts alle ausgemachten Pläne über den Haufen werfen? Ich komm da einfach nicht mit!“

„Ja, vielleicht, ich weiß nicht, aber Mathe hab ich immer gern gehabt. Schon in der Volksschule habe ich gespürt, dieses Gefühl, ja, wirklich das Gefühl, durch Zahlen lebendig zu sein. Durch den Umgang mit Zahlen mich lebendiger zu fühlen. Vielleicht wäre ich deshalb immer schon gerne weiter auf eine richtige Schule gegangen. Nur weil ich, also, dass auch ich, als Mädchen so zu sagen, und weil ich ja wirklich die Pension ...“ Elena brach ihr Gestammel ab. Plötzlich fühlte sie sich völlig hilflos. So oft hatte sie sich in den letzten Tagen ganz genau zurechtgelegt, wie sie den Eltern ihr neues Vorhaben darlegen würde, und wie sie es bewerkstelligen wollte, der Mutter trotzdem weiter zu helfen, wenigstens ein bisschen. Nun war es so weit, und sie brachte nichts zustande, als dumm herumzustottern und alles zu verderben.

Für einen Augenblick konnte niemand sprechen. Die Eltern kamen sich überrumpelt vor. Da glaubt man, eine vertrauensvolle Beziehung mit den Kindern zu unterhalten, und dann stellt sich heraus, dass sie in aller Heimlichkeit Ideen ausbrüten, die den eigenen Zielen völlig entgegengesetzt sind. Franz schluckte hörbar. Seine Stimme klang rau und kratzig, als ob ihm das Weinen noch immer in der Kehle säße.

„Die letzten Tage, die ganz Zeit, während wir Susette gesucht haben und

ich schon gewusst habe, dass sie tot war, und dann, als wir sie gefunden haben, und heute wieder, in der Kirche und am Friedhof, habe ich an nichts anderes denken können, als an die Frage: Warum wollte Susette nicht mehr leben? Warum ist Susette gestorben? Warum? Im Grunde wohl, weil sie keine Freude am Leben mehr gehabt hat. Damit hat alles angefangen: Das Gefühl der Sinnlosigkeit, der Leere. Sie hat mit allen möglichen Dingen versucht, diese Öde zu vergessen. Es ist ihr immer nur für Augenblicke gelungen. Wenn man keine Freude mehr am Leben hat, dann will man sterben. Elena aber hat eine Freude. Sie hat Freude am Lernen. Sie hat Freude an Mathe. Sie hat Freude am geometrischen Zeichnen. Es ist ein Glück, wenn ein Mensch Freude an bestimmten Arbeiten hat. Und es ist ein Verbrechen, wenn man einem Menschen verwehrt, das zu arbeiten, woran er Freude hat. Wenn Susette so eine Arbeit gehabt hätte –“ Er verstummte plötzlich. Seine Worte waren wie ein Ausbruch gekommen. Nun saß er wieder da, wie erstarrt, die Arme um den Körper geschlungen, den Kopf zwischen die Schultern gezogen. Warum sagt denn niemand etwas, dachte Elena. Wenn die Eltern wenigstens etwas sagen würden! Warum sind sie denn so böse auf uns, dass sie nicht einmal reden wollen?

Der Vater fasste sich als Erster. Er parkte den Wagen auf dem dazu vorgesehenen Platz vor dem Haus und ließ alle aussteigen. Dann sagte er:

„Erstens glaube ich, dass alles, was du dir über Susette da zusammenreimst, wirklich ein Reim ist. Phantasie! Gedankenspielerien! Aber es gibt viele triftige Gründe dafür, dass Elena diese Schule nicht besucht und statt dessen in den Betrieb einsteigt. Jeder von uns kennt diese Gründe. Wir haben doch bereits hundertmal darüber gesprochen. Die Mutter ist nicht gesund, sie braucht Hilfe, und Elena wird einmal die Pension übernehmen. Diese HTL, das ist einfach unnötiger Luxus. Elena braucht das nicht. Dazu kommt, dass wir es uns einfach nicht leisten können, noch ein Kind studieren zu lassen. Wenn sie den Betrieb übernimmt, dann hat sie eine gesicherte Existenz.“

„Aber Vater, du und Mutter, ihr wisst doch selbst, wie ungewiss die Zukunft unserer Pension ist. Du hast es gerade wieder angesprochen: Wir können es uns einfach nicht leisten, noch ein Kind studieren zu lassen! Heutzutage, wo jeder Hilfsarbeiter es sich leisten kann, seine Tochter studieren zu lassen!“

„So ein Blödsinn!“, rief der Vater aus. „Du gehst doch auf die Uni! Schau dir doch an, aus welchen Verhältnissen die Studenten kommen. Die Mehrzahl sind sicher keine Arbeiterkinder!“

„Trotzdem, eine kleine Privatpension, das ist eben keine gesicherte Existenz“, widersprach Franz, nun auch erregt.

„Geht endlich ins Haus und redet nicht so laut“, drängte die Mutter. „Braucht ja nicht das ganze Dorf zu wissen, dass wir streiten, und das am Begräbnistag von Susette!“

Als sie alle in der Küche waren, machte sie die Türe zu. Dann wandte sie sich wieder an Franz: „Der Vater von Susette hat auch mit einer kleinen Pension angefangen und hat es geschafft.“

„Ja, er hat es geschafft. Nur seine Tochter –“

„Was redest du da für einen Unsinn“, unterbrach ihn der Vater, und die Mutter unterstützte ihn sofort: „Was hat denn der Erfolg seines Hauses mit dem Unglück seiner Tochter zu tun? Außerdem, er ist nicht der Einzige, der erfolgreich ist in der Branche. Es gibt im ganzen Tal Dutzende Betriebe, kleine Betriebe, wie unserer, die genug abwerfen, dass man davon leben kann. Die Eigentümer sind glücklich. Sie arbeiten nicht für fremde Leute. Sie arbeiten für die eigene Tasche.“

„Mutter, mach uns einen Kaffee, sei so gut“, bat der Vater. „Ein heißer Kaffee mit einen Schuss Cognac, das ist es, was ich jetzt brauche!“ Er ließ sich schwer auf der Sitzbank hinter dem Tisch nieder. „Das war heute ein Tag! Am liebsten ging’ ich sofort ins Bett und tät nichts als schlafen.“

„Ich bin auch fix und fertig“, sagte die Mutter. „Wir werden schauen, dass es nicht so spät wird heute Abend.“

„Ja, das solltet ihr tun“, sagte Franz. „Aber diese Sache mit Elena, die müssen wir noch klären.“

Jemand klopfte an die Tür und gleich darauf streckte Frau Schulze den Kopf herein. „Oh, Entschuldigung, ich wollte nicht stören“, sagte sie, als sie die vier, in Trauer gekleidet, am Tisch sitzen sah. Sie war erst vorgestern mit ihrem Mann angekommen, wusste jedoch über die neueste Dorftragödie, in der auch der Sohn ihrer Pensionsfamilie involviert war, schon genauestens Bescheid.

„Sie stören doch nicht, Frau Schulze“, sagte die Mutter. „Ich bin eben

dabei, Kaffee zu machen. Trinken Sie auch ein Tässchen mit uns?“

Frau Schulze hatte leider keine Zeit. Am Abend käme sie gerne, oh ja, sehr gerne. Im Moment wollte sie sich nur den Nähkorb der Mutter ausleihen, weil an der Skihose ihres Mannes der Reißverschluss kaputt gegangen war und sie den Schaden beheben wollte. Morgen sollte das Wetter ja wieder zum Skifahren sein.

Elena ging, um den Flickkorb der Mutter aus dem Wandverbau des Hausgangs zu holen. Frau Schulze nahm ihn dankend in Empfang. Bevor sie sich zurückzog, tätschelte sie Franz noch ermunternd auf die Schultern. Sie kannte ihn seit der Zeit, als er noch in die Pflichtschule ging. „Kopf hoch, Franz! Wird schon wieder werden! Nach allem, was die Leute so im Dorf erzählen – vielleicht ist es am besten so, wie es gekommen ist. Und glaube mir, auch wenn du es noch nicht wahrnehmen willst, jung wie du bist: Die Zeit heilt alle Wunden!“

Franz musste sich sehr zurückhalten, die Frau nicht anzuschreien. Er versuchte nur, seine Schulter den Händen von Frau Schulze zu entziehen. Sie ließ von ihm ab. „Bis zum Abend dann!“, sagte sie. „Wir gehen heute nicht aus. Wir werden zu Hause eine Kleinigkeit essen.“

Die Tür schloss sich hinter ihr. Franz hob langsam den Kopf. Sein Gesicht war blass, die Wangen eingefallen, die Augen noch immer rot und verquollen. Allein seine Frisur, sorgfältig geschnitten, schien Elena unverändert geblieben zu sein. „Bevor die nächste Fremde hereinschneit, müssen wir die Sache ausreden. Ich sage es noch einmal: Erlaubt Elena, die HTL zu machen. Finanziell schaffen wir es schon. Ich kann mehr Nachhilfestunden geben. Und in den Ferien nehme ich sowieso einen Job an. Ich verspreche euch mitzuhelfen wo ich kann, wenn Elena auf diese Schule darf.“

„Ich versteh nicht, wieso du dich plötzlich so stark machst für deine Schwester“, sagte der Vater. „Sonst kümmerst du dich auch nicht um sie.“

„Ja, das stimmt, ich habe mich nicht um sie gekümmert. Um sie nicht, und auch um Susette nicht.“

„Um Susette hast du dich schon gekümmert!“, rief Elena, die nicht mehr mit ansehen konnte, wie sehr Franz sich quälte, weil er sich die Schuld an Susettes Tod zuschrieb. Doch er wiederholte: „Ich hab sie nicht wirklich verstanden, weil ich mich zu sehr um meine eigenen Angelegenheiten

gekümmert habe und alles andere nicht so wichtig nahm. Wichtig war, dass ich studieren konnte, und dass mein Leben passte und so weiter. Aber ich habe in den letzten Tagen einfach einiges begriffen, was ich vorher nicht verstanden habe. Durch Susette –“

„Susette, Susette! Immer hör ich Susette“, unterbrach ihn der Vater. In seiner Enttäuschung vergaß er jegliche Rücksicht. „Egoistisch ist es von euch beiden, so etwas hinter unserem Rücken auszuhecken. Und Elena selbst, sie hat überhaupt nichts gesagt. Schön langsam glaube ich, du hast ihr diesen Floh ins Ohr gesetzt. Du hast sie aufgehetzt.“

Elena hatte sich wieder zum Tisch gesetzt. Ihr Herz klopfte bis zum Hals. Nein, sie hatte nichts gesagt. Sie hatte überhaupt wenig zum Thema beige-tragen. Es war ja alles bereits abgesprochen und geregelt gewesen. Die Eltern hatten alles geplant. Und sie hatte sich ins unvermeidlich Scheinende gefügt. Es war ihr auch lange Zeit recht passabel erschienen. Die Pläne der Eltern hatten durchaus ihre positiven Seiten. Eigenen Besitz zu haben, später einmal. Auch wenn die Arbeit fad und langweilig war, sich von keinem Chef herumkommandieren lassen zu müssen, war auch etwas wert. Und vor allen Dingen, die Mutter baute auf sie. Es war schwer, eine Mutter, die auf einen baut und die einen gern hat, zu enttäuschen. Aber seit sie die Möglichkeit ins Auge gefasst hatte, diese Schule, diese HTL zu besuchen, die ihr ermöglichte, hinter die vielen Geheimnisse der Zahlen zu kommen, und dann, nach Abschluss, eine Arbeit zu suchen und vielleicht zu finden, die aller Mühe wert war, hatten sich Elenas Werte verschoben. Trotz des bohrenden Kummers um Franz, trotz des bitteren Mitleids mit Susette, spürte sie im Innersten das etwas konfuse Gefühl von großer Hoffnung. Diese Hoffnung aber hing davon ab, wie sich ihr weiteres Leben gestaltete; nicht von den finanziellen Möglichkeiten, sondern vom eigenen Tun. Es stimmte schon, es war schwer, die Mutter zu enttäuschen, aber noch schwerer, weil unheilvoller, war es, mit offenen Augen in sein Unglück zu rennen.

„Ich möchte die Schule wirklich gerne machen. Ich brauche dazu auch nicht nach Innsbruck gehen, also kostet sie uns nicht viel. Und weil ich weiterhin daheim lebe, kann ich auch weiter mithelfen bei der Arbeit mit den Gästen.“ Ihre Stimme klang noch immer zittrig, aber nur mehr ein bisschen.

„Schau Mutter, du musst dir halt jemanden anstellen“, sagte Franz. „Den Lohn kannst du von der Steuer absetzen. Statt neu zu investieren, stellst du für das Geld jemanden ein. Zumindest stundenweise. Das muss einfach drin sein.“

„Mit fremden Leuten ist nichts gemacht!“, sagte die Mutter. Sie presste die Hände gegen die Augen. „Ich habe immer gedacht, Elena hat eine Freude mit der Wirtschaft.“

„Die hat sie auch. Die Gäste haben immer gesagt, wie lieb sie ist und wie anständig und gefällig“, sagte der Vater.

„Das hätte ich nie gedacht, dass die Kinder, für die man den Betrieb aufgebaut hat, einfach ihre eigenen Wege gehen. Bitter ist das, sehr bitter“, sagte die Mutter wieder.

Elena schob der Mutter die Zuckerdose hin. Die Eltern redeten über sie, als ob sie schon nicht mehr zählte. „Mutti, bitte, versteh mich doch!“, bat sie.

Die Mutter schaute Elena mit schüchternen Augen an. „Elena, hast du schon vergessen? Wir haben doch oft darüber gesprochen, wie nett wir es gemeinsam haben könnten. Wir zwei zusammen, wir sind doch ein gutes Team, oder?“

„Ja Mutti, das schon“, sagte Elena. Es stimmte. Mutti war diesbezüglich schwer in Ordnung. Herumnörgeln, Schimpfen, das gab es nicht bei der Arbeit. Sie gehörte nicht zu jener Art von Müttern, denen die Töchter nichts recht machen können. Im Gegenteil. Sie lobte und freute sich über blitzblanke Fenster und glänzende Armaturen.

Der Vater nahm den letzten Schluck aus seiner Tasse, und Elena füllte sie ihm neu. „Nimmst du noch einen Cognac?“, fragte die Mutter. Er schüttelte den Kopf, dann polterte er wieder los. „Dummheit! Ausgesprochene Dummheit, eine technische Schule für ein Mädchen! Als Mädchen hast du es ja noch schwerer! Wer stellt schon eine Frau an, wenn er ums gleiche Geld einen Mann haben kann.“

„Darüber brauchen wir uns die allergeringsten Sorgen machen!“, sagte Franz. „Wenn heutzutage etwas Zukunft hat, dann sind das technische Berufe. Und da sind auch Frauen gefragt. Und mit der richtigen Ausbildung kann sie mit jedem Mann konkurrieren.“

„Mich hat Mathematik nie interessiert“, sagte die Mutter. „Zahlen? Was sollen denn die für Geheimnisse haben? Und wenn zeichnen, dann habe ich Prinzessinnen gezeichnet. Und sie hinterher bemalt. Wir hatten ja nur ganz billige Farbstifte, aber es hat mir doch Spaß gemacht.“

„Die Menschen sind total verschieden. Sogar die in einer Familie“, sagte der Vater. „Uns macht die Arbeit mit den Gästen so viel Freude, Elena lehnt sie plötzlich ab. Dabei war sie während ihrer ganzen Kindheit einbezogen in das Geschäft.“

Franz stützte die Ellbogen auf den Tisch und legte die Hände an die Wangen. Die schwarze Krawatte hatte sich verschoben. Er achtete nicht darauf. „Es lässt sich alles bewerkstelligen. Als Erstes soll sich die Mutter eine Hilfe nehmen. Elena macht die Schule, sie hilft weiter mit, während des Schuljahres nicht so viel, während der Ferien voll. Nach dem Abschluss hat sie eine qualifizierte Berufsausbildung. Das ist immer wichtig. Da steht sie ganz anders da. Und später kann sie immer noch den Betrieb übernehmen. Oder sie stellt jemanden an, der ihn führt. Sie ist doch nicht verloren für die Pension“, sagte Franz. Für einen Augenblick glaubte er das selbst.

Der Vater rührte in seiner Tasse herum. Zuerst hatte Franz, der Sohn, der Älteste, seine Erwartungen enttäuscht. Dann war Elena die Hoffnungsträgerin gewesen. Elena mit ihren geschickten Händen, mit ihrem Talent für alles Häusliche, aber auch im Umgang mit den Gästen. Nun wollte auch sie sich davonstehlen aus dem Betrieb. Er schaute die Mutter an. „Luisa, was meinst du? Du musst entscheiden, denn du hast die meiste Last zu tragen.“

Die Mutter wischte sich mit beiden Händen über die Stirn. Ihre Kopfschmerzen wurden immer schlimmer. Was für ein schrecklicher Tag heute. Susette, sie hatte sie nie gemocht, diese reiche Hotelierstochter, die den Sohn umgarnte und ihn ihr entfremdete. Aber dass sie durch Selbstmord enden musste! Natürlich konnte man es nicht beweisen, aber jeder im Dorf wusste, dass es Selbstmord gewesen war. Im Innersten wusste es wahrscheinlich auch der Pfarrer und hatte nur aus Barmherzigkeit für die Eltern ein christliches Begräbnis inszeniert. Armes Kind! Denn das war sie auch, neben allem anderen, ein armes Kind und nicht älter als der eigene Sohn, so allein nun in ihrem Grab.

Sie schluckte ein-, zweimal, bis sie die Kehle frei hatte, um zu sagen: „Du

weiß, Paul, ich bin die Letzte, die sich dem Glück ihrer Kinder in den Weg stellt.“

Endlich legte der Vater seinen Löffel hin. „Wir müssen nochmals alles durchrechnen. Eine Hilfe für dich, Luisa? Vielleicht gar keine so schlechte Idee.“ Noch einmal flammte sein Zorn auf. „Wenn du wenigstens dieses Jahr nicht versäumt hättest, Elena! Ein ganzes Jahr in der Polytechnischen zu verplempern!“

Aus dem Radio kamen die neuesten Nachrichten mit der Wettervorhersage und der aktuellen Schneelage in den Skigebieten. Ein verspäteter Kälteeinbruch, der aber den Frühling nicht mehr aufhalten würde, wurde angekündigt.

Die Wintersaison geht zu Ende. Die Wochen der braunen Felder, der kahlen Zweige, der ersten zaghaften Knospen steht bevor. Die Stille vor dem Sommer, der neues Leben bringen wird, neue Gäste, wenn auch weniger als der Winter. Und dann der Herbst. September.

Schulbeginn.

Eine Buchreihe für junge Leserinnen und Leser.
Antworten auf Fragen nach Woher und Warum.
Aktuelle Bücher – spannend geschrieben.

Elena ist vierzehn und eigentlich ganz zufrieden: Bald wird sie die Schule absolviert haben und dann in der elterlichen Pension in einem „weltberühmten Tiroler Tal“ arbeiten – sie soll den Betrieb später einmal übernehmen.

Dass dies nicht ihr eigentlicher Wunschtraum ist, wird Elena im Laufe dieses spannenden, nachdenklich stimmenden Romans bewusst. Eine Reise nach Amsterdam, auf der sie eine völlig neue Lebensweise kennen lernt, und der Tod der schönen und reichen Susette lassen in Elena den Entschluss reifen, eine höhere Schule zu besuchen, um einmal selbst über ihr Leben entscheiden zu können. In der Stille vor der sommerlichen Touristensaison wird sie auch ihre Eltern überzeugen können.

Rosmarie Thüminger ist es mit diesem Roman wieder gelungen, ein entscheidendes Thema zu diskutieren: Seinen Weg zu finden ist nicht einfach; sich selbst zu kennen hilft dabei.

ab 12

ISBN 3-8



9 783851 911121

TYROLIA INNSBRUCK
A-6020 INNSBRUCK, M
K 602064 08/01/98 LS 3292
MM inkl. 10% MwSt ATS **168,00**
3-85191-112-1 DACHS VERLAG
THUMINGER, ELENA-STILLE/SOMM
03 00005/00005/4000
9783851911121 16800